P. Dr. M. Benda O.F.M.

Der Oberschlesier

10. Jahrgang, 10. Heft Oktober 1928

Reichspräsident von Hindenburg in Oberschlesien

Wir eröffnen unser vorliegendes Oktoberheft mit dem Bilde unseres verehrungswürdigen Herrn Reichspräsidenten Paul von Hindenburg. Das Bild ist eine Aufnahme des oberschlesischen Lichtbildners Max Glauer in Oppeln, die anläßlich des Reichspräsidentenbesuches in Oberschlesien gemacht worden ist.

Die Tagespresse hat auf das Ausführlichste über den Besuch Hindenburgs in Oberschlesien berichtet, alle Schichten der Bevölkerung nahmen herzlichsten Anteil. Es wäre auch ganz müssig und überflüssig, einem Hindenburg hier noch einmal besondere und wortreiche Lorbeeren streuen zu wollen. Weil aber der Besuch Hindenburgs in Oberschlesien insbesondere in staats- und grenzlandpolitischer Beziehung über die Festtage Bedeutung erhalten hat, ist ein kurzes Wort im Rahmen unserer Monatsschrift gerechtfertigt.

Hindenburg kam zu uns als der erste Vertreter der deutschen Reichsgewalt und als Schirmherr unserer neuen Verfassung. Er ist ein Vorbild, wie man die Pflichten gegen unsere junge deutsche Republik erfüllen kann, ohne dabei pietätlos die Erinnerung an das Alte herausreißen und zertreten zu müssen.

Hindenburg wurde in Oberschlesien aber auch umjubelt als Retter des deutschen Ostens und Oberschlesiens im Weltkriege. Genau 14 Jahre ist es her, daß vor den Toren Oberschlesiens die russischen Millionenheere standen, heftiger Kanonendonner von der Grenze bis über die Oder gehört wurde und die Gefahr so wuchs, daß man die jungen Leute ins Innere Deutschlands brachte.

Schon mußte notgedrungen ein fürsorglicher Magistrat der Stadt Beuthen einen Aufruf an die Bevölkerung über ihr Verhalten beim Durchzug feindlicher Truppen drucken. Diese Plakate brauchten Gott sei Dank nicht benutzt zu werden. Hindenburg kam nach Oberschlesien und schlug in Beuthen sein Hauptquartier auf.

Ausführlicher steht darüber in der Chronik des Hindenburg-Gymnasiums in Beuthen zu lesen.

Die Berufung an die Spitze der Obersten Heeresleitung führte Hindenburg am 28. August 1916 abermals nach Oberschlesien und zwar ins große Hauptquartier nach Pleß. Die kleine oberschlesische Stadt blieb bis zum Februar 1917, als das Haupt-

quartier nach Kreuznach verlegt wurde, Brennpunkt der großen militärischen Entscheidungen, eine Feststellung, die heute für uns umso wehmütiger ist, als ja Pleß an Polen abgetreten werden mußte.

Es wird Aufgabe der oberschlesischen Heimatforschung sein, das Material aus jenen Tagen zusammenzutragen und alle Erinnerungen, auch die an den Generalfeldmarschall und Reichspräsidenten von Hindenburg in unseren Museen und Heimatstuben zu verwahren und der Nachwelt zu erhalten. Dies ist eine selbstverständliche Forderung der Geschichte, sie hat mit Militarismus und Parteipolitik nichts zu tun. Dadurch ehren wir in erster Reihe die deutschen Männer und Jünglinge, die im Weltkriege den Heimatboden verteidigten und ihr Bestes für ihn hingaben, wie ja Hindenburg selber immer und immer wieder Ruhmeshymnen ablehnt und auf den Mannesmut der Soldaten hinweist.

Reichspräsident und Generalfeldmarschall haben gleichermaßen dazu beigetragen, Hindenburg zum Symbol deutscher Treue und deutschen Opfermutes werden zu lassen. Er ist schon jetzt ins Mythische gewachsen und wir, die wir nun in Oberschlesien Hindenburg sehen und hören durften, empfanden es besonders eindrücklich: Der Einundachtzigjährige, trotz des hohen Alters aufrecht und mit unbeugsamem Lebenswillen und voll Güte, er wirkt wie sein eigenes Denkmal.

Für den Geschichtsforscher und Psychologen wird es reizvoll sein, zu verfolgen, wie der beste Deutsche von heute, Hindenburg, Bindeglied wird zwischen der alten und neuen Zeit. Seine Charakterbildung und Eigenart erhielt Hindenburg im großen Zeitalter der Reichsgründung. Er ging hervor aus der eisernen Schule der alten preußischen Armee; die treue Pflichterfüllung führte ihn aufrecht und eigenwillig durch die wilhelminische Zeit und sie schenkte uns den Reichspräsidenten.

Am 17. und 18. September ist der Herr Reichspräsident begrüßt worden von vielen namhaften Führern Oberschlesiens, voran vom Herrn Oberpräsidenten Dr. Proske und dem Herrn Landeshauptmann Dr. Piontek. Die warmherzigen Begrüßungen und klugen Worte fanden bei Hindenburg freundlichen Widerklang und man merkte, daß ihm das Wort: „Ich gehöre zu Euch" aus dem Herzen kam.

Im Folgenden sei wenigstens die Ansprache des Herrn Reichspräsidenten wiedergegeben, die er am 17. 9. in Oppeln anläßlich des Empfangsabends beim Herrn Oberpräsidenten hielt:

> Meine Herren! Es ist mir ein aufrichtiges Bedürfnis, der Provinz Oberschlesien für die freundliche Einladung, hierher zu kommen, und Ihnen, Herr Oberpräsident, für Ihren freundlichen Willkommengruß zu danken und hiermit zugleich den Dank an alle zu verbinden, die mich auf der Fahrt durch das Land und hier in der Provinzialhauptstadt Oppeln selbst so herzlich begrüßt haben. Ich sehe in diesen Kundgebungen mehr als eine Ehrung meiner Person; ich fasse sie auf als das kraftvolle Bekenntnis treuer Anhänglichkeit zum preußischen Staat und zum deutschen Vaterland, als die freudige Betonung der Zugehörigkeit der Bevölkerung dieses Landes zur deutschen Volks- und Kulturgemeinschaft. So nehme ich sie dankbar entgegen, und ich schätze diese Bekundung vaterländischer Gesinnung um so höher ein, als gerade diese Südostecke des Deutschen Reiches, die ich heute bereist habe, nach dem unglücklichen Kriegsende ganz besonders gelitten und Drangsal und Nöte aller Art erduldet hat, die den nationalen Gedanken und das Gefühl deutscher Volksgemeinschaft erschüttern und verwirren konnten.
>
> Oberschlesien hat noch lange nach dem Kriege in der Ungewißheit um sein staatliches Schicksal gestanden; Aufstände, vom Auslande her geschürt und in das friedliche Land hineingetragen, haben die deutsche Bevölkerung an Leib und Leben, an Hab und Gut geschädigt, zahlreiche Existenzen vernichtet und dem wirtschaftlichen Dasein schwersten Nachteil gebracht; Wohnungselend und Ernährungsschwierigkeiten, durch den großen Zustrom von Flüchtlingen aus dem Aufstands- und dem polnisch gewordenen Gebiet gesteigert, haben schwere gesundheitliche und soziale Schädigungen hinzugefügt. Aber trotz aller Bedrängnis und auch ungeachtet aller trügerischen Verlockungen hat in dieser schwersten Notzeit die oberschlesische Bevölkerung ihre Treue zum angestammten Vaterland gehalten und ihre Verbundenheit mit dem deutschen Volksganzen vor aller Welt bekannt, als sie bei der Abstimmung im März 1921 sich mit einer Mehrheit von 60 Prozent für das Verbleiben bei Deutschland aussprach. Dieses Treuebekenntnis, für das ich auch in dieser Stunde allen, die sich in ihm zusammengefunden haben, von ganzem Herzen danke, war in der schweren Zeit des Jahres 1921 ein Lichtblick und gab uns die Hoffnung, daß in Achtung vor dem gerade von unseren Kriegsgegnern so laut betonten Selbstbestimmungsrecht der Völker ganz Oberschlesien bei Deutschland verbleiben werde. Es wird uns Deutschen immer unbegreiflich bleiben, daß dem Abstimmungsergebnis zum Trotz durch die Entscheidung des Völkerbundsrats vom 20. Oktober 1921 Oberschlesien zu einem großen Teil Polen zugesprochen und jeder wirtschaftlichen Vernunft entgegen ein einheitliches, in seiner Bevölkerung wie in seinen Anlagen fest zusammengewachsenes Industriegebiet in zwei ungleiche Teile zerrissen werden konnte.
>
> Die Durchführung dieser Teilung des Landes, das immer eine Einheit gewesen war und nun in seinen Industrieanlagen, seinen Wohnstätten, seinen Verkehrswegen und seinen staatlichen und kommunalen Einrichtungen auseinandergerissen wurde, stellte Verwaltung und Wirtschaft vor eine ungeheuer schwere Aufgabe. Die Zusammenhänge zwischen Produktion und Absatzgebieten waren unterbrochen, Verwaltung und Wirtschaft, soziale und kulturelle Einrichtungen wurden teils zerstört, teils zerrissen und mußten neu gebildet werden. Mit lebhafter Befriedigung darf ich aber nach allem, was ich heute hier gesehen und gehört habe, feststellen, daß trotz der so verspätet erfolgten Rückgabe des uns zugesprochenen Gebiets an Deutschland, trotz

der ungeheuren wirtschaftlichen Schwächung in wenigen Jahren eine gewaltige Neuaufbauarbeit geschaffen worden ist. Die Tüchtigkeit des deutschen Technikers, der Unternehmungsgeist des deutschen Kaufmanns, die Qualitätsleistung des deutschen Arbeiters und Handwerkers und die Zähigkeit des deutschen Landwirts haben, unterstützt durch die Grenzhilfe des Reiches und Preußens, hier in kurzer Zeit Erstaunliches geleistet und damit einen neuen Beweis deutscher Leistungsfähigkeit vor aller Welt erbracht. Mit besonderer Befriedigung erfüllt mich auch der nationale Wiederaufbau in Oberschlesien. Ich freue mich, daß der polnisch sprechende Teil der Bevölkerung, auch, soweit er während der Abstimmungszeit fremden Einflüssen folgte, sich innerlich mit der überwiegenden Mehrheit der oberschlesischen Bevölkerung auch national wieder vereinigt hat. Die polnisch sprechende Bevölkerung kann versichert sein, daß die deutsche Regierung es als ihre Pflicht betrachtet, nicht nur die gesetzlich garantierten Minderheitsrechte, sondern alles, was die heutige Kulturwelt als allgemeine Menschheitsrechte anerkennt, stets zu achten, zu schützen und die Minderheit mit allen anderen Staatsbürgern gleichberechtigt zu behandeln.

So danke ich allen denen, die an dem so vielgestaltigen Werk des Wiederaufbaues in Oberschlesien mitgewirkt haben, namens des Reiches wie eigenen Namens von ganzem Herzen, in erster Linie Ihnen, Herr Oberpräsident Proske, der Sie seit fünf Jahren die neugeschaffene Provinz Oberschlesien und damit schwere Wiederaufbauarbeit hier an verantwortlicher Stelle leiten.

Das, was uns entrissen ward, kann nicht vergessen und nicht verschmerzt werden; aber das, was wir behalten haben, wollen wir weiter fördern und ausbauen. Vieles bleibt noch zu tun übrig, um die Provinz Oberschlesien zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte zu bringen. Aber das bisher hier Geschaffene gibt uns die Zuversicht, daß dieses Gebiet noch weiter ausgebaut und entwickelt werden wird zu einer Burg deutschen Schaffens im Osten, zu einem wichtigen Pfeiler der deutschen Volkswirtschaft. Die beste Grundlage für die Erreichung dieses Zieles ist einiges Wollen und einmütiges Zusammenarbeiten aller. Diesen Zusammenschluß aller Schichten unserer Bevölkerung über alles Persönliche und alles Trennende hinweg zu erreichen, muß unser aller Aufgabe sein. Helfen Sie dazu, meine Herren, ein jeder an seiner Stelle, dann wird auch diesem so schwer geprüften Land eine bessere Zukunft gewiß sein!

Mit den besten Wünschen für eine neue Zukunft der jungen Provinz und das Wohlergehen ihrer Bewohner, mit nochmaligem Dank an die Bevölkerung dieses Landes für alle ihre Treue und ihre opferwillige Arbeit grüße ich Oberschlesien von ganzem Herzen!

Reichspräsident von Hindenburg als Fürsprecher Oberschlesiens und seines unveräußerlichen Rechtes — damit wird diese Rede für uns zu einem wertvollen Dokument.

Der Neubau des Staatlichen Gymnasiums in Gleiwitz

Von Dr.-Ing. Kluge-Gleiwitz

Die fühlbare Raumnot der höheren Lehranstalten in der oberschlesischen Industriegegend machte sich besonders nach der unglücklichen Grenzziehung störend bemerkbar, umsomehr, als die vorhandenen älteren Anstalten den neuzeitlichen Anforderungen des Unterrichts nicht mehr entsprachen.

Die Staatsregierung entschloß sich daher zum Neubau eines staatlichen Gymnasiums in Gleiwitz, um so gleichzeitig die alte Anstalt den kleineren höheren Schulen zu erhalten. Die Stadt Gleiwitz, die an dem Neubau stark interessiert war, stellte ein ausreichendes Gelände hinter dem Krakauer Platz zur Verfügung, das eine freie Entfaltung der Gebäude ermöglichte.

Die Form des Bauplatzes und die raumtechnischen Notwendigkeiten formten den inneren und äußeren Baukörper, der sich als Baugruppe klar in den Klassenhausbau, den Turnhallen und Aulaflügel und den verbindenden Zwischenbau gliedert.

Die gleichmäßige Folge der Klassen- und Arbeitsräume tritt auch in der Fassade durch die schlichte Reihung der Fenster, welche die Horizontale des Hauptbaues betont, in Erscheinung. Nur in der Gebäudemitte, hinter der sich die Wandelhallen befinden, erfährt der Rythmus der Fenster durch reichere Plastik eine Steigerung, bei der sich besonders die drei ausdrucksvollen Schülerköpfe in den Fensterverdachtungen herausheben.

Die vertikale Gliederung des Aulaflügels, welche die schmalen, terrakottumrahmten Spitzfenster vermitteln, läßt die festliche Bestimmung seiner Innenräume durch eine gewisse feierlichsakrale Wirkung in Erscheinung treten.

Der hallenartige Charakter des Zwischenbaues zeigt sich durch die tiefgehenden Rundbogenfenster auch nach Außen hin.

Die aus rotbraunem Terrakott gebrannten Sockel, Fensterumrahmungen und Gesimse geben in ihrem wechselnden Farbspiel und dem feinen Netz der weißen Fugen eine interessante Belebung der in graugrünem Edelputz gehaltenen Fassade, zu der das Dach, die Rinnen und Fallrohre in gedämpftem Blau gestimmt sind (siehe Abbildung).

So sind im architektonischen Aufbau Anklänge an historische Stile weder bewußt gesucht noch ängstlich vermieden worden, sondern der Zweckgedanke ist nach Möglichkeit hervorgehoben, ohne jedoch die letzten rein kubischen Formen der Baukunst zu berühren.

Bei den einzelnen Baukörpern ist noch das Dach zur Mitwirkung herangezogen, auch sind Bildhauer und Maler zu Wort gekommen, um die notwendigen Betonungen mit dem Reiz der Form und Farbe zu füllen, und es mag hierbei an die Stellungnahme des bekannten amerikanischen Architekten F. L. Wright zur modernen Baugestaltung erinnert sein:

— „Ich verlange von einem Bauwerk dasselbe, was ich von einem Menschen fordere, nämlich, daß es ehrlich und innerlich wahrhaftig sei, und diese Haupteigenschaft wünsche

ich verbunden mit so viel Anmut und Liebenswürdigkeit, wie man nur zu erdenken vermag, aber innerliche Unantastbarkeit ist immer das Wesentliche." —

Der Wunsch, in allem gute und klare Form zu schaffen, die Materialien in ihrer ausgesprochenen Eigenart zu verwenden und sie handwerklich gut zusammen zu fügen, konnte größtenteils erreicht werden.

Auch im Innern sind die Wirkungen, besonders die farbigen, nicht auf Kontraste aufgebaut, sondern in gewisser harmonischer Zurückhaltung bilden sie gleichsam den ruhigen Hintergrund für die zu leistende Arbeit. Plastische und farbige Akzente finden sich dort, wo man Muße zum Betrachten und Verweilen hat, in den Eingangs- und Wandelhallen, glatte, blanke, runde Formen in den reinen Zweckräumen, den Treppen, den Wasch- und Duschräumen.

Der Neubau weist die für den Unterricht notwendigen Klassenräume, einen Zeichensaal, einen Gesangssaal, mehrere Schülerübungs- und Werkstatträume, ein Konferenzzimmer, Elternsprechzimmer und Bibliotheksräume auf, während das ausgebaute Dachgeschoß ganz den naturwissenschaftlichen Lehr- und Übungsräumen, sowie ihren dazugehörigen Sammlungen vorbehalten ist, die mit den modernsten Geräten und Einrichtungen versehen wurden. In jedem Geschoß sind ausreichende, ganz in weißen Fliesen ausgelegte Abortanlagen mit großen vorgelegten Waschräumen angeordnet. Eine große mit neuzeitlichen Geräten eingerichtete Turnhalle mit ihren Auskleide- und Duschräumen vervollständigen die Bauanlage, die einen Schulplatz von ca. 9000 qm Frei- und Spielfläche, mit einer 100 m Laufbahn, Außenturngeräten und Springgruben umgrenzt.

Unter den architektonisch wertvolleren Räumen ist zunächst die Eingangshalle (siehe Abbildung) zu nennen, die farbig zu einem zurückhaltenden Graublau gestimmt ist und die Hauptwirkung den Pfeilern aus rotbraunem Terrakott, mit plastischen Darstellungen aus der Märchen- und Sagenwelt überläßt. Diese Plastiken wollen nicht als erschöpfende Illustration gesehen werden, sondern sind als figürliche Symbole in die tragende Idee der Pfeiler eingeordnet.

Die gesamte plastische Gestaltung stammt von der Hand des Bildhauers Johannes Kiunka, Breslau, dessen feines Empfinden für Bauplastik und die Eigenart der keramischen Gestaltungsmöglichkeiten besonders in den großen, betont schlanken Giebelfiguren zum Ausdruck kommt. Von der Eingangshalle führt eine breite Freitreppe zum Mittelflur, dessen Wände rythmisch durch Kleidernischen gegliedert werden und zu den in jedem Geschoß angeordneten Wandelhallen leiten, die die Mittelpunkte der Anlage bilden. Hier erfährt das Thema der Wandfarbe in der glasierten Keramik der Pfeiler und des Wandbrunnens eine Steigerung; während die Wände mit den eingebauten Ausstellungsvitrinen noch die ruhige Farbigkeit der Flure zeigen, klingt in der Decke ein reicheres Spiel sich durchschneidender und überdeckender Farbflächen auf (s. Abb).

Die Klassenräume variieren in einer gedämpften Skala von Grün, Gelb und Rot, wobei Sockel, Wand und Deckenflächen nur leichte Farbschattierungen haben, während

die Fensternischen als farbige Kontraste hineingestellt sind. Die einheitliche Formgebung der Einrichtungsgegenstände verleiht auch den Arbeitsräumen einen geschlossenen Raumeindruck.

Eine besondere Durchbildung erfuhr der 22 m lange Zeichensaal, dessen Wirkung auf ein zartes Grau gestimmt ist, mit den dunkler abgesetzten Möbeln in graublauem Lack und der reichlichen Anordnung von Wandzeichenflächen und Ablegeschränken. Der Gesangssaal trägt einen freudigen Farbklang von graurotem Wandton und lachsroten Bänken und Notenschränken. Durch Verwendung wertvollerer Holzarten konnten aus dem Konferenzsaal und dem Arbeitszimmer des Direktors Innenräume mit einer gewissen Würde und Repräsentation geschaffen werden, wobei im letztgenannten Raume Akten- und Formularschränke in nußbrauner Eiche mit gestürzten Fournieren und das Sofa in hellblauem Rindleder, Ablegeschränke und Gaskamin zu einer einheitlichen Anlage zusammengefaßt sind.

Die Raumwirkung der 25/13 m großen Aula, die durch die 11 hohen Fenster und die gleichartigen Nischen der Innenwand, sowie einem wuchtigen Konsolgesims gegliedert wird, erfuhr eine wesentliche Steigerung durch die von Ludwig Peter Kowalski geschaffene Ausmalung. Der ganze Raum ist auf ein warmes Goldgelb gestimmt, während die Nischen und Gesimse einen dunkleren Farbakkord erhalten haben. Die Decke trägt ein reiches Farbspiel von Chromgelb, Goldocker und Altrosa und unterstreicht ornamental das Wölbende der großen Deckenfläche. Alle Holzteile, die Türen, Heizkörperverkleidungen, Bühnenumrahmung und die Bänke sind aus kastanienbraun gebeizter Eiche gefertigt (siehe Abbildung).

Die von graublauen zu gelben Tönen variierende Bleiverglasung der Fenster gibt gemeinsam mit dem goldgelben Sammetvorhang der Bühne eine Steigerung der Wandfarbe.

In den 12 Wandnischen schuf L. P. Kowalski wuchtige figürliche Kompositionen, die einzelnen akademischen Berufe symbolisierend. Nur auf den Klang von 3 Farben gestellt, vermittelt der Rythmus der Köpfe und Hände, in den sich Embleme und Schriftzeichen harmonisch einordnen, einen packenden Eindruck, wobei eine tiefe Innerlichkeit des Ausdrucks mit der verhaltenden Glut der Farbe sich vereinen (siehe Abbildung).

So wird der Gymnasialneubau ein Glied in der Kette der neueren Schulbauten sein, welche die häufig anzutreffende kasernenartige Nüchternheit zu überwinden suchen.

Anmerkung der Schriftleitung: Die Aufnahmen zu den Abbildungen sind von H. Klette, Breslau mit Ausnahme der Teilstück-Aufnahme „Geographie", die von Damerau, Breslau stammt.

Professor Poelzigs Umbau des Konzerthaussaales in Beuthen

Von Dipl.-Ing. Heinrich Schapiro

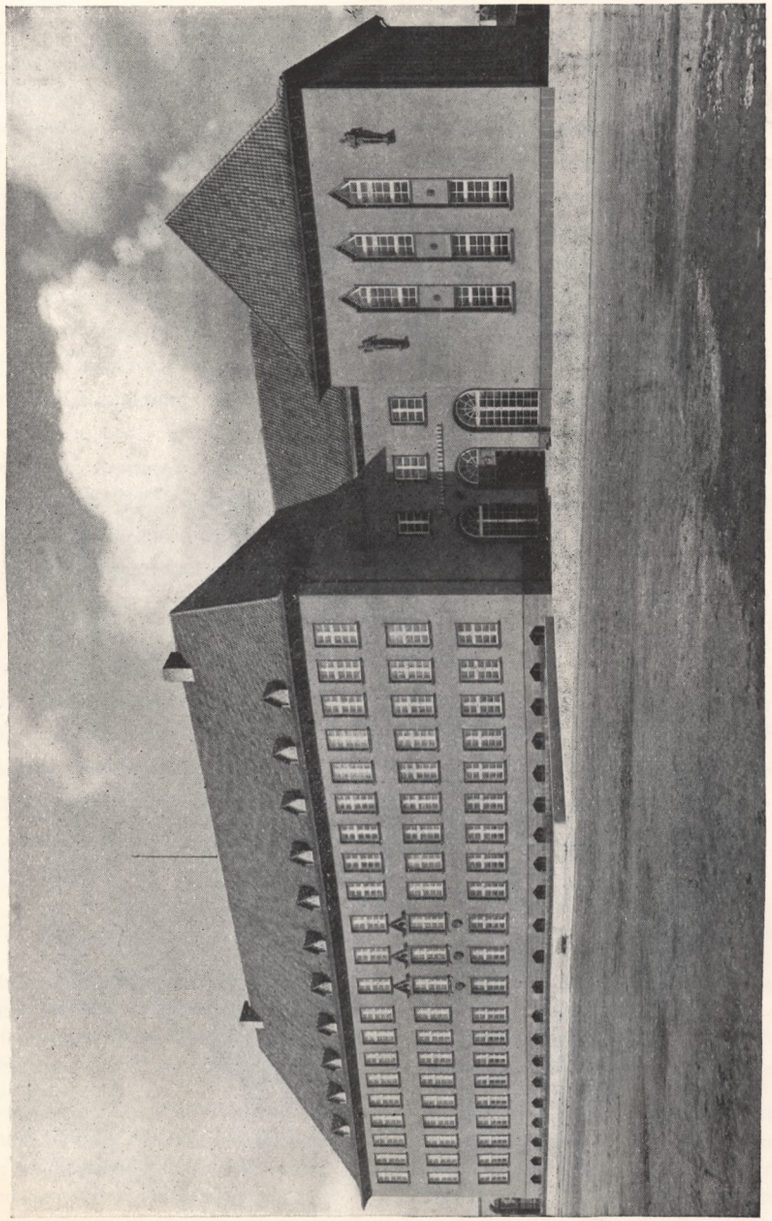
Mit dem Umbau des Beuthener Konzertsaales wurde im Herbst 1927 begonnen. Im Januar 1928 fand seine Eröffnung statt.

Stadttheater und Konzerthaus bilden in Beuthen eine zusammenhängende architektonische Gruppe. Von dem an sich bühnentechnisch notwendigen Umbau des Stadttheaters wurde abgesehen; insbesondere ließen die ungünstigen Grundstücksverhältnisse eine durchgreifende Bühnenerweiterung nicht zu. Der Konzertsaal genügte an sich den baupolizeilichen Anforderungen, war jedoch formal so unglücklich, daß er der Bedeutung Beuthens als aufstrebende Industriestadt keineswegs entsprach und zu einem Umbau zwang. Die überhöhte Decke machte ihn infolge der durch die Höhe entstehenden Überakustik für gesprochenes Wort, für Kammermusik und Konzert geradezu unbrauchbar. Diesem Übel wurde abgeholfen, indem der Raum durchweg mit Sperrholz verkleidet wurde. Die Sperrwände schließen sich gewölbeartig zu einer neuen Raumdecke zusammen, deren Mitte ein großes durchbrochenes hölzernes Entlüftungsgitter aufnimmt und die etwa 1½ Meter unter der unberührt belassenen alten Saaldecke liegt.

Der neu eingebaute Rang läuft rechts und links in zwei Treppen aus, die ihn unmittelbar mit dem Parkett verbinden. Etwa 150 Sitze können auf ihm untergebracht werden. Die schon an sich schallzerteilende Wirkung des Ranges wurde noch dadurch gesteigert, daß die gesamte Rangbrüstung auch aus durchbrochenen Holzplatten ausgeführt wurde. Die Saalfenster wurden vergittert. Die Saalbeleuchtung faßte man in einem Kranz von kleinen goldgelben Prismenkronen zusammen, die das obere Entlüftungsgitter umrahmen. Dank ihrer zentralen Lage überfluten sie den Saal mit ruhigem, gleichmäßigen Licht. Ähnliche kleinere Prismenlampen beleuchten die Unteransicht des Ranges.

Die künstlerische Wirkung des neuen Saales beruht auf der vollkommenen Einheitlichkeit des zur Anwendung gekommenen Holzmaterials und der großen Ruhe und Einfachheit der Formgebung, die durch die Sperrplatten bedingt war. Profilierte Holzleisten, die die Plattenstöße decken, bilden eine zurückhaltende wagerechte Gliederung der Wände und Decke. Die reichen, zierlichen Vergitterungen der oberen Deckenöffnung, der Brüstungen und der Fenster geben dem Raum ein eigenartiges Gepräge. Die zwischen den alten Wand- und Deckenteilen und den neuen Holzplatten überall vorhandenen resonnierenden Hohlräume lassen den Vergleich mit einer Geige angebracht erscheinen.

Wände und Decke des Saales sind in ein warmes Rosa-rot getaucht, das unten in tiefe braunrote Töne übergeht und sich nach oben hin allmählich aufhellt und mit gelblichen



Straßenansicht

Staatl. Gymnasium Gleiwitz

Tönen durchsetzt ist. Leisten und Gitter sind hellgelb, die Rangbrüstung ist mit einem diskret leuchtenden Kupfergrün abgesetzt.

In konstruktiver Hinsicht wäre erwähnenswert, daß die alte Saaldecke, vielmehr die darüber liegenden alten Dachbinder nicht belastet werden durften. Die neue Holzdecke wurde daher ganz unabhängig von der alten Decke an hölzernen Fachwerktragwerken befestigt, die zwischen der alten und neuen Decke zu liegen kamen.

Die Nebenräume des Konzertsaales wurden einer durchgehenden Renovation unterzogen; Garderoben und W. C. wurden neu angelegt. Die alte Treppe wurde herausgerissen und stattdessen eine große streng symmetrische Treppe eingebaut. Vom oberen Podest dieser Treppe ist ein Überblick über sämtliche Läufe mit dem fortlaufenden Band des offenen Metallgeländers möglich.

Über dem Rangumgang wurde ein kleiner Lichtbildvorführungsraum mit gesondertem Treppenzugang vom Rang aus eingebaut.

Die schweren, massigen Außenfronten des Konzerthauses sind im wesentlichen unverändert geblieben. Der Rangaufbau schließt sich in Farbe und Form der vorhandenen Architektur an. Lediglich die gelblich schimmernden Saalfenstervergitterungen beleben etwas die eintönig graue Seitenfront des Hauses.

Anm. d. Schriftl.: Bei der farbigen Ausgestaltung des Neubaues wirkte der oberschlesische Künstler Drobek mit. Der Stadt Beuthen gebührt Dank, daß sie sich trotz der augenblicklich schweren wirtschaftlichen Lage für diese baukünstlerische Aufgabe einen der ersten Architekten Deutschlands verpflichtete; dazu ist ja gerade Poelzig mit Schlesien von jeher eng verbunden. Es wäre übrigens eine sehr reizvolle Aufgabe, die Entwicklung vom alten unbefriedigenden Zustande zum heutigen Kunstwerk, ausführlicher und durch Bilder belegt, darzustellen.

Das Glück der Welt

Von Helmuth Richter

Ich habe Blumen auf den Tisch gestellt,
Mein Herz bekränzt, der Sehnsucht mich verschrieben
Und still gewartet auf das Glück der Welt.
Der Abend sank. Der Gast ist ausgeblieben.

Oft war es wie ein Schritt auf dunkler Treppe,
Ein Hauch, ein Blick, ein Lächeln ohne Worte,
Oft wie das Rauschen einer Seidenschleppe
Oder ein scheues Pochen an der Pforte.

Doch stürzte ich hinaus mit heißen Wangen
Durchschauert von unendlichem Gefühl:
Da standen Sterne und die Nacht war kühl,
Und in der Ferne war ein Mensch gegangen ...

Ich hab' ein Schwert an meine Tür gelehnt,
Mein Herz gepanzert in den Kampf geschwungen,
Und sieh: Das Glück der Welt, das ich ersehnt,
Lag wie ein Weib in meinem Arm bezwungen!

Die Anfänge der polnischen Presse in Oberschlesien

Von Dr. H. Jessen

Um 1800 entstand eine bedeutsame Literatur über das oberschlesische Volk. Anlaß dazu gaben die polnischen Teilungen und die dadurch veranlaßte Fürsorge der preußischen Regierung für die neu erworbenen polnischen Untertanen. Da man in Schlesien, das ja trotz seiner zweisprachigen Gebiete seit 700 Jahren wieder zum deutschen Kulturkreis gehörte, von diesem kulturellen und sozialen „Ostprogramm", welches nur für die Provinzen Posen und Westpreußen galt, sich Förderung für die eigenen provinziellen Angelegenheiten versprach, so mußte man der Regierung gegenüber darauf hinweisen, daß auch Schlesien eine Polenfrage besitze, die bedeutend genug wäre, um besondere Maßnahmen notwendig zu machen. Dieser Tendenz gemäß wird in dem damaligen Schrifttum das Polentum in Oberschlesien in den Vordergrund gestellt. Aber dennoch können die durchweg polenfreundlichen deutschen Beobachter nicht verschweigen, daß es sich bei dem Problem Oberschlesien um eine von der Posener Frage grundsätzlich unterschiedliche Aufgabe handele. In modernen Worten ausgedrückt lautet ihr Gesamturteil: In Oberschlesien sind die Massen in ihrer geistigen und sozialen Struktur trotz sprachlicher Unterschiede eine innere Einheit, die im Gegensatz zu den angrenzenden Ländern auf einer niedrigeren Kulturstufe verharre. Aufgabe des Staates müsse es sein, durch Zuführung von Kenntnissen die Massen zu heben. Bei der niederen Bildung des Volkes müßten diese Aufklärungsschriften in einfacher, volksverständlicher Form gehalten sein und bei der Doppelsprachigkeit der Bevölkerung in beiden Sprachen gedruckt werden.

Die Breslauer Regierung ist diesem Wunsche nach Erwachsenenbildung in Oberschlesien durch Herausgabe verschiedener Bücher und Broschüren, die deutsch und polnisch erschienen, nachgekommen, ja sie hat in den Jahren 1789 bis 1803 zu diesem Zweck eine Zeitschrift unter dem Titel „Schlesische Zeitung zum Nutzen und Vergnügen" — die polnische Übersetzung trug den Namen „Gazety Szląskie da Ludu Pospolitego" — herausgeben lassen. Doch die stürmischen Zeiten der napoleonischen Kriege vernichteten diese verheißungsvollen Anfänge. Gänzlich untergegangen ist der Gedanke, mit Hilfe der Presse die Volksbildung in Oberschlesien zu heben, dennoch nicht. Nur sind die Zeitschriften und Zeitungen, die diese Ideen weiterverfolgten, bis auf eine Ausnahme nur in deutscher Sprache erschienen. Eine polnische Übersetzung einer solchen Zeitschrift wäre bei der fast allgemeinen Zweisprachigkeit der Bevölkerung wohl auch eine unnütze finanzielle Belastung gewesen. Selbst das Amtsblatt der Oppelner Regierung, das 1816 gegründet wurde, stellte die polnische Übersetzung 1838 ein. Die kirchlichen Behörden beider Konfessionen hatten schon lange vor dem von uns behandelten Zeitraum die polnische Übersetzung ihrer Verordnungen aufgegeben.

Die Einstellung der polnischen Übersetzung des Oppelner Amtsblatts, die durch den Abgang des bisherigen Übersetzers, des Schul- und Konsistorialrats Samuel Richter, veranlaßt war, sollte zu einem lange dauernden Federkrieg führen, der zur mittelbaren Folge die Schaffung einer polnischen Presse in Oberschlesien hatte. Der Besitzer von Groß-Wilkowitz, Carl von Koszycki, wandte sich 1841 entschieden gegen die Aufgabe der polnischen Übersetzung. Durch Eingaben bei den Behörden, wie durch Zeitungsartikel suchte er die ablehnende Haltung der Regierung zu brechen. Besonders nach der Choleraepidemie von 1848, deren Ausdehnung er auf das Konto der ungenügenden Bekanntgabe der amtlichen Verordnungen setzte, verstärkte er seine Propaganda. Dabei scheute er nicht vor großen Geldausgaben zurück. 1851—1853 ließ Koszycki in Deutsch-Piekar eine Zeitschrift „Poradnik dla ludu górnoślązkiego" drucken und kostenlos verteilen. Die Zeitschrift brachte Übersetzungen der wichtigsten Gesetze und Verordnungen und außerdem allgemein belehrende Artikel, die Koszycki in deutscher Sprache verfaßte — Koszyckis Muttersprache war das Deutsche — und die von den Lehrern Lompa und Smolka ins Polnische übertragen wurden. Seine Artikel bezogen sich meist auf finanz- und landwirtschaftliche Fragen. Das Ziel seiner Zeitschrift war Hebung der Massen in sozialer und kultureller Beziehung. Zuerst hatte er dieses Ziel in deutscher Sprache zu erreichen versucht, erst die Einstellung der polnischen Übersetzung wie die unfreundliche Behandlung seiner Reformpläne durch die schlesische Regierung hatten den eigenwilligen Mann in das polnische Lager getrieben. So fern dem an sich konservativ gerichteten Mann der Gedanke an eine Politisierung der Massen lag, so ist er doch der ungewollte Anlaß dazu geworden, daß die bisher als eine Verwaltungsfrage angesehene „polnische Frage" zur politischen wurde. Auf seinen Einfluß ist die Berufung Bogedains, der das oberschlesische Schulwesen polinisierte, zurückzuführen. Sein erbitterter Kampf um das Amtsblatt regte die Posener und Krakauer Polen an, in Oberschlesien den Versuch zur Gründung von Zeitungen zu machen.

Im Juni 1848 erschien die erste polnische Zeitung, der „Dziennik Górnoślązki" in Deutsch-Piekar. Die Seele des Unternehmens war Joseph Lepkowski, später Professor der Archäologie in Krakau. Damals war der Zweiundzwanzigjährige ein glühender Patriot, der in Oberschlesien eine neue polnische Provinz zu erobern gedachte. Sein Vorbild war die auf die Bedürfnisse des Städters zugeschnittene Posener polnische Presse, die in den Tagen der Revolutionskämpfe sich frei entfalten konnte. Den religiösen Fragen stand er kühl gegenüber. Er erhoffte von dem Sieg der radikaldemokratischen Ideen die Einigung des polnischen Volkes. Von ehrlichem Willen beseelt, von einer starken schriftstellerischen Begabung getragen, übersah er nur eins, daß die polnisch sprechende oberschlesische Bevölkerung in ihrer geistigen Struktur einem solchen Programm von vornherein ablehnend gegenüberstand. Sein stürmisches Auftreten hat zwar

der polnischen Sache zweifellos gedient. Unter seinem Einfluß entstanden die ersten polnischen Räteversammlungen in Beuthen, die ersten polnischen Vereine. Auf die Masse gewann er dagegen keinen Einfluß. Seine Zeitung hätte auch ohne die 1849 erfolgte Ausweisung am Mangel an Abonnenten eingehen müssen.

Die Gefahr, die in Lepkowskis Zeitungsgründung lag, wurde auch im polnischen Lager klar empfunden. Der Pfarrer Ficek, bekannt durch sein Eintreten für die Abstinenzbewegung, gab seit dem 7. Oktober 1848 den „Tygodnik katolicki" heraus. Wohl kam die Tendenz dieses Blattes den Empfindungen des oberschlesischen Volkes näher. Aber der Verzicht auf das politisch Agitatorische zugunsten des rein seelsorgerischen gab der Wochenschrift nicht die lebendige Wirkung, die vom „Tygodnik" ausging.

Nach Lepkowskis Weggang übernahmen die Lehrer Lompa und Smolka den „Tygodnik". Gewiß ist Lompa einer der eifrigsten Verfechter der polnischen Schule in Oberschlesien gewesen. Als Politiker fehlten ihm die Weite der Gesichtspunkte, das Feuer. Auch als Journalist galt ihm die Verbreitung von Kenntnissen mehr als das Durchfechten und Erreichen einzelner Ideen. So unbestreitbar Lompas Verdienst um die Allgemeinbildung ist, für die Zeitung bedeutet lehrhafte Langweiligkeit den Tod. Der „Tygodnik" ging demgemäß bald ein, ebenso Lompas zweite in Rosenberg gegründete Zeitung, der „Telegraf górnośląski". Auch die Zeitschrift des Schulrats Bogedain, „Gazeta polska Ludu wiejskiego", die 1849 bei Weilshäuser in Oppeln erschien, fand bald ihr Ende.

Nur zwei Blätter haben das Jahr 1850 überstanden. Das eine erschien in Teschen und hieß „Tygodnik Cieszynski", später „Gwiazdka Cieszynska" und wurde von den Geistlichen Andreas Cienciala und Paul Stalmach herausgegeben. Die andere, der „Tygodnik Górnośląszki, przyjaziel ludu" in Pleß ist die Zeitschrift, die Christian Schemmel 1848 bis zur seiner Berufung als Landrat nach Rosenberg 1852 herausgab. Sie ist die Fortsetzung der von Schemmel in den Jahren 1842 bis 45 herausgegebenen Zeitschrift, des „Tygodnik polski". Beiden Zeitschriften ist eins gemeinsam: in ruhigem volkstümlichen Ton brachten sie in kleinen Einzelaufsätzen eine Fülle nützlicher Kenntnisse über das Leben der Landleute, die politischen Fragen wurden nur kurz gestreift. Sie schlugen also einen ähnlichen Weg ein, wie die deutsche Presse in Oberschlesien. Darauf beruhte der Erfolg und ihr wachsendes Ansehen.

Fassen wir das Ergebnis der kleinen Untersuchung zusammen: das polnische Volk in Oberschlesien hat in den Jahren 1848/49 die Entstehung einer politischen polnischen Presse abgelehnt, weil die parteipolitischen Fragen und besonders das Programm des polnischen Nationalismus ihm wesensfremd war. Die Entstehung einer politischen polnischen Presse ist erst das Produkt einer späteren Epoche, in der durch den Kulturkampf die polnischen Massen ihr Glaubensleben gefährdet sahen und in Karol Miarka den Sprecher für ihres Herzens Gesinnung fanden.



Staatl. Gymnasium Gleiwitz — Haupteingang

Ein Nürnberger als Bürger von Tarnowitz

Von Dr. Paul Knötel

Vor zwei Jahren gedachte ich in dieser Zeitschrift des vierhundertjährigen Bestehens der ehemals freien deutschen Bergstadt Tarnowitz, die uns mit dem übrigen Ostoberschlesien durch das Genfer Diktat entrissen worden ist.[1] Eine Gründungsurkunde ist nicht mehr vorhanden, wenn überhaupt je eine ausgestellt worden ist. An ihre Stelle tritt, wie ich dort ausgeführt habe, die Bergordnung für die oberschlesischen Lande, die am 30. April 1526 von Johann von Oppeln und Markgraf Georg von Brandenburg erlassen wurde und indirekt das Bestehen der neuen Siedlung voraussetzt, wenn auch ihr Name in ihr nicht genannt ist. Dagegen bezeichnen sie beide Fürsten in einer Urkunde vom 13. Juli desselben Jahres als „unsere berckwercken Tarnowski bei Beuthen". Wohl nicht lange nach 1519, wo ein reicher Bleierzfund in der Nähe des Dorfes Tarnowitz (Alt-Tarnowitz) gemacht wurde, mag der Zuzug unternehmungslustiger Elemente eingesetzt und damit die ersten Grundlagen zu dem neuen Orte gelegt haben. Gern wüßten wir, woher die Ansiedler gekommen sind. Aber die wenigen Urkunden aus der ersten Zeit schweigen darüber, wie natürlich, wie wir ja auch urkundlich wenig über die Herkunft der deutschen Zuwanderer wissen, die sich im 13. Jahrhundert nach Schlesien wandten, und ihre Abstammung zunächst nur indirekt ableiten können.

Wohl treten uns eine kleine Anzahl Eigennamen entgegen, aber sie lassen kaum einen Schluß auf ihre Herkunft zu. Man darf wohl annehmen, daß Leute aus dem Ansbachschen Erblande Georgs und durch diesen veranlaßt, vielleicht auch aus Baireuth, wo im Fichtelgebirge Bergbau betrieben wurde, nach dem fernen Osten gewandert sind, um dort ihr Glück zu machen, aber sicheres wissen wir auch nicht. Ein glücklicher Zufall will es nun, daß wir unter den Bürgern der jungen Bergstadt oder unter ihren Gewerken, wie man damals sagte, einen Mann Nürnberger Herkunft nachweisen können. An und für sich ist das sehr verständlich, da schon im 15. Jahrhundert und weiterhin zahlreiche Nürnberger nicht nur in Handelsverbindungen mit dem Osten standen, sondern auch mit Aufgabe der alten Heimat sich dort dauernd niederließen, ganz abgesehen von den zahlreichen Künstlern, deren Werke wir heut noch vielerorts, besonders in Krakau bewundern können. Warum sollte da nicht ein Nürnberger auch in Tarnowitz sein Glück versucht haben?!

Auf seine Spur führt uns eine kurze Bemerkung über den Tod eines noch nicht zweijährigen Knaben. Im Kunstgewerbemuseum in Breslau hängt in dem dunklen Vorraume des großen Kirchensaales ein Holzepitaph von bedeutenden Ausmessungen, das

[1] Vierhundert Jahre Tarnowitz, S. 505 ff. des 8. Jahrg. des „Oberschlesiers".

früher an einem Pfeiler der Maria-Magdalenenkirche befestigt war. Der Aufsatz, der es nach oben abschloß, fehlt jetzt. Er zeigte einen geschnitzten Engel, der zwei Wappen hielt. Das Bild, das zwischen zwei seitlichen Säulen den größten Teil des Denkmals einnimmt, enthält eine interessante Abwandlung des Themas „Gesetz und Gnade", das damals in der Kunst der lutherischen Kirche sehr beliebt war.

Es ist die bildliche Gegenüberstellung des alten Testaments (Gesetz) und des neuen (Gnade). Jenes ist durch die Bundeslade charakterisiert, neben und hinter der Moses, Johannes der Täufer und zwei Propheten stehen. Über ihr erhebt sich das Kreuz mit dem Körper Christi, umgeben von den auf Wolken sitzenden Gestalten der vier Evangelisten, während schwebende Engel den Raum oben abschließen. Zu Füßen der Bundeslade sehen wir eine Kugel, um die sich eine Schlange, der Teufel, schlingt, daneben den Tod als Gerippe und eine üppige nackte Frauengestalt. Da neben ihr eine Krone liegt, haben wir sie sicher als besiegte Synagoge, das Judentum, anzusprechen, während sich Teufel und Tod als durch Christi Opfertod überwunden von selbst erklären. Links davon, auf der rechten Seite vom Bilde aus, dem Ehrenplatze, der auf den Epitaphien immer den Männern zukommt, kniet ein würdiger Greis mit langem, weißen, unten geteilten Barte, wie wir ihn z. B. von dem Bildnisse Lukas Kranachs kennen. Vor ihm kniet ein Knäblein in weißem Totenhemdchen, das damit als schon gestorben bezeichnet ist. Dem Manne entspricht auf der anderen Seite eine knieende Frauengestalt mit Barthaube und fellbesetztem Mantel, den wir auf Grabmälern der damaligen Zeit immer wieder finden und der als eine besondere Breslauer oder schlesische Frauentracht anzusprechen ist.[3]

Über die dargestellten Personen gibt uns die unter dem Bilde befindliche Inschrift Auskunft:

Anno Christy 1575 Den 22. Juny Ist in Gott Selig Entschlaffen der Ernvest Namhaffte Benedict Distler des Raths alhie, Der geburtt von Nürmbergk Seines altters

[2] E. Fuhrmann, Die Bedeutung des oberdeutschen Elements in der Bresl. Bevölkerung des 15.—16. Jahrh. Diss., Breslau 1913 — P. Knötel, St. Sebald in Schlesien (Schles. Geschichtsblätter 1928) S. 12 ff.

[3] In Virgil Solis' (1514—1562) Frauentrachtenbüchlein ist eine schlesische Braut mit einem solchen Mantel abgebildet. Dazu die bezeichnenden Verse:

Beschau diese seltzame Tracht,
So in Schlesien hergebracht.
Wann ein Jungfraw vermehlet ist,
Und sie sich nun zum Kirchgang rüst,
Dann wirdt sie also angethan,
Wie du das Bild siehst für dir stahn.
Sonst hab ich nie kein Braut gesehn,
In solchem Schmuck zu Kirchen gehn.

im 72. Jare, Und tzuvor den 8. Maio Ao. 1574 Die Erbare Tugentreiche Fraw Katharina Schmidin vonn Görlitz sein Eheliche Liebe Hausfraw Jres allters Im 56. Jare unnd anno 1540 Den 29. October Jr Beeder Lieber Son Georg Seines Allters im andern Jar. Der ligt uff Tarnowitz begraben — Denen unnd unns allenn Gott der Allemechtige Eine Fröliche Auferstehung Verleihen wolle — Amen.

Wir haben es hier also mit der Grabtafel eines Breslauer Ratsherrn und seiner Familie zu tun. Für unsere Zwecke aber ist von Wichtigkeit, daß das noch nicht zweijährige Söhnlein in Tarnowitz begraben liegt. Heut wäre ja der Fall nicht ausgeschlossen, daß ein Kind bei einem Familienbesuche in Tarnowitz gestorben und dort begraben worden wäre. Davon aber kann damals nicht die Rede sein. Jedenfalls hätte ein Breslauer bei einer notwendigen Geschäftsreise nach Oberschlesien seine Familie nicht mitgenommen. Noch gegen 1800, wo zahlreiche Reisende die Friedrichsgrube bei Tarnowitz wegen des Weltwunders der Feuermaschine aufsuchten, war die Reise dorthin beschwerlich genug; wieviel mehr erst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Beschwerte sich doch 1534 der Rat von Breslau beim Markgrafen Georg wegen der Straßenräuber um Beuthen und Tarnowitz.[4] Hatte Distler Frau und Kind dort bei sich, so muß er auch dort gewohnt haben und Bürger der Stadt gewesen sein. Wie wir aus der Inschrift erfahren, stammte er aus Nürnberg. Es wäre ja nun nicht ausgeschlossen, daß er zuerst in Breslau ansässig war und erst später nach der jungen Bergstadt übergesiedelt ist; denn wir erfahren aus der erwähnten Beschwerdeschrift des Breslauer Rates, daß „viel von unsern burgern das ire darein (in das Bergbauunternehmen) gelegt und verbauet, damit sie dabei sicher bleiben möchten." Dagegen aber scheint mir ein anderer Umstand zu sprechen. Aus der Inschrift entnehmen wir, daß Distler 1503 geboren sein muß, seine Frau dagegen 1518, zwischen ihnen also ein Altersunterschied von fünfzehn Jahren bestand. Das fällt für die damalige Zeit auf. Jedenfalls war er schon in der Mitte der dreißiger Jahre alt, als er heiratete, auch das ein Abweichen von der Sitte seiner Zeit. So werden wir nicht irren, wenn wir annehmen, daß Distler in jungen Jahren aus seiner Vaterstadt nach dem Osten gezogen ist, als die Kunde von den Erzfunden und der Entstehung der neuen Siedlung ins Frankenland und nach Nürnberg gekommen war. In seinem Testamente schreibt er, daß er von Blutsfreunden (d. h. Verwandten) nichts erworben, sondern was er besitze, durch Gottes Segen und seine vielfältige Arbeit bekommen habe.[5] Mag er später auch noch manches in Breslau hinzugewonnen haben, so wird er doch den Grund zu seinem Vermögen in Tarnowitz gelegt haben. Dann konnte er schließlich hier, wenn auch verspätet, einen Ehebund eingehen. Neigungsheiraten waren in jener Zeit etwas Seltenes, und

[4] Cod. dipl. Silesiae, 21. Bd. S. 36.

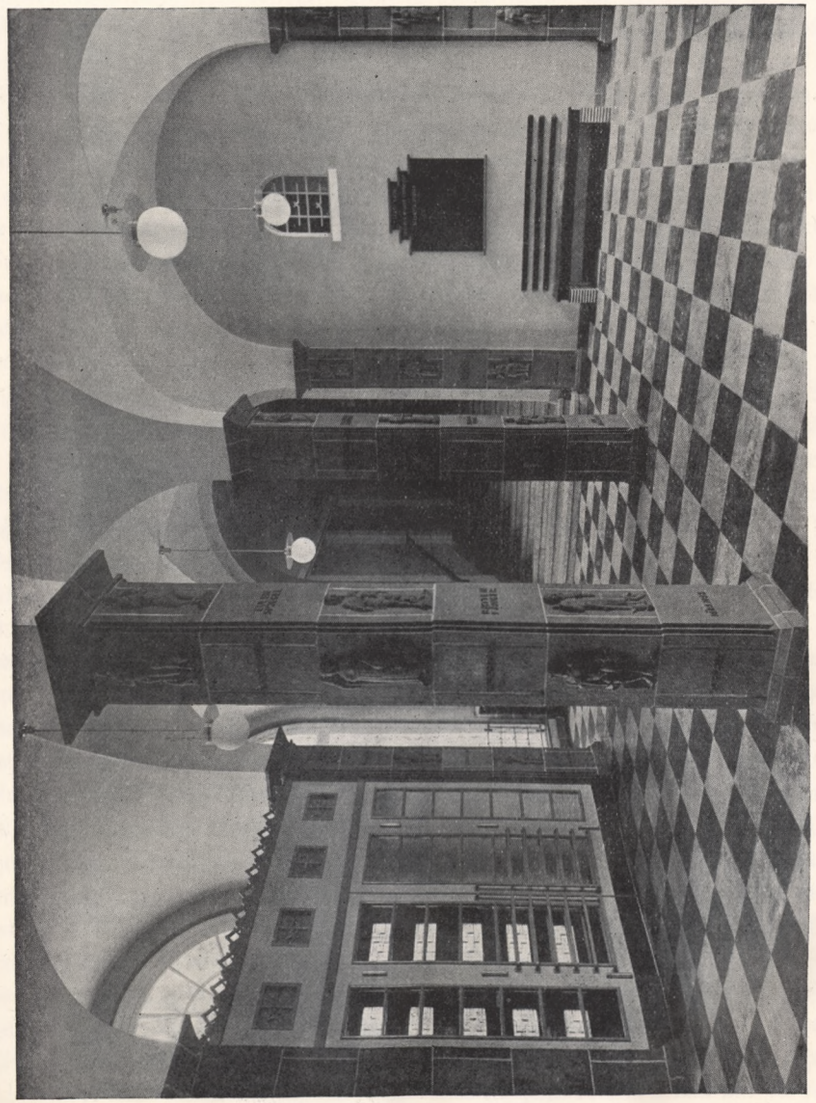
[5] Staatsarchiv Breslau Rep. 17 II, 10 b S. 172 ff.

so wird die Ehe mit Katharina Schmid aus Görlitz durch irgend einen Dritten vermittelt worden sein, nachdem Distler in solchen Vermögensverhältnissen war, daß sie dem, was seine zukünftige Frau als Heiratsgut mitbrachte, die Wage hielten. Daß sie aus einer angesehenen und begüterten Görlitzer Familie stammte, geht aus einer Stelle ihres Testamentes vom Jahre 1569 hervor, worin sie den zwei Söhnen ihrer damals schon verstorbenen Schwester Dorothea aus der Ehe mit Hansen Emerich ein Legat aussetzt.[6] Seit dem berühmten Görlitzer Bürgermeister Georg Emerich († 1507) spielten die Emeriche in der Stadt eine große Rolle, und so wird auch die Frau des Hans, eines Sohnes von Georg, einer Patrizierfamalie angehört haben. Anderwärts wissen wir, daß dieser mit einer Dorothea Schmied von Schmiedebach auf Kößlitz vermählt war.[7] Die Familie hatte schon im Beginn des 15. Jahrhunderts von Kaiser Sigismund einen Wappenbrief erhalten. Ein Joachim Schmied von Schmiedebach war seit 1556 Bürgermeister von Görlitz, und einem Bruder Joachim Schmid, Bürger und des Rats, bedenkt Frau Katharina Distler in ihrem Testament mit 300 Gulden. Dagegen fehlt er in dem Testament ihres Gemahls, und das erklärt sich daraus, daß er 1572 gestorben war.

Das früh verstorbene Kind war der einzige Sprößling aus der Ehe Distlers mit Frau Katharina. Da man damals himmelweit vom Zwei- oder gar Einkindersystem entfernt war, so dürfte ihr wahrscheinlich die Möglichkeit weiterer Schwangerschaften durch irgend ein Frauenleiden geraubt worden sein. Das wird um so eher der Fall gewesen sein, als es damals in Tarnowitz um das Ärzte- und Hebammenwesen noch recht schlecht bestellt gewesen sein dürfte.

Zwischen 1540, in welchem Jahre das Kind starb, und 1551 muß das Ehepaar nach Breslau übergesiedelt sein. In diesem Jahre erscheint Distler zum ersten Mal als Schöffe. Dieses Amt bekleidet er bis 1557, im folgenden Jahre ist er Mitglied des Rates, und wir finden ihn dann wechselnd in diesen Ämtern bis zu seinem Tode. So hat er also dauernd eine angesehene Stellung in Breslau eingenommen und ist damit auch in nähere Beziehungen zu der städtischen Aristokratie getreten, z. B. zu der hochangesehenen und begüterten Familie Uthmann. In seinem Testament vermacht er dem Michael Uthmann und seiner Frau (meiner lieben Schwägerin und Gevatterin)[8] einen silbernen vergoldeten Becher im Werte von 40 Talern. Seinen Garten zwischen dem Schweidnitzer und Taschentore erhielt Georg Fürst auf dem Burckhaus zum Kupfer-

[6] Ebenda S. 143 ff.
[7] Fritsch, Alte Görlitzer Geschlechter und die Wappen derselben S. 45.
[8] Er hat also bei einem ihrer Kinder — sie hatten deren dreizehn! — Pate gestanden. Schwägerin heißt hier soviel wie Verwandte und bezieht sich wohl auf die geistliche Verwandtschaft zwischen Pate und Patenkind. Anna Uthmann war eine geborene Fauerbach. (Die Denkmäler der St. Elisabethkirche 183, S. 98.)



Staatl. Gymnasium Gleiwitz

Eingangshalle, Plastik Bildhauer Kunka

berg, dessen mächtiges Renaissanceepitaph sich in einer der nördlichen Kapellen der Maria-Magdalenenkirche befindet. Distlers Haus scheint im Odervierte1 gelegen zu haben, da er 1571 dort als Musterherr gelegentlich der Musterung der Bürgerschaft am 22. Oktober d. Js. genannt wird.[9]

Wie wir schon aus der Epitaphiumsinschrift entnahmen, starb Frau Katharina am 8. Mai 1574. Wegen ihrer „großen Krankheiten und Leibes Schwachheit" hatte sie schon am 20. September 1569 ihr Testament gemacht und darin ihren Gatten zum Haupterben aller ihrer fahrenden und unfahrenden Habe eingesetzt. Neben Legaten für ihre zwei Brüder, von denen der eine, Joachim Schmid, wie gesagt, Ratsherr in Görlitz war, und andere Verwandte, verdient besondere Hervorhebung die Summe von 200 Talern, „den armen Knaben allhier, so nicht im Vermögen und doch zum Studiren geschickt sind."

Im folgenden Jahre, fünf Tage vor seinem Tode, machte auch Benedikt Distler sein Testament. Haupterbe wurde der in Nürnberg geborene Hans Wachsmann, der Sohn seiner Schwester Anna aus ihrer Ehe mit Michel Wachsmann; Hans war damals Bürger von Krakau. Wenn wir dann weiter lesen, daß die Söhne von Distlers Bruder Michael, Gallus und Johann, in Preßburg 800 Taler erhalten sollen, so ergibt sich auch daraus, daß der Zug aus Nürnberg nach dem Osten immer noch anhielt. Von anderen Legaten hat eines zeitgeschichtliche Bedeutung, nämlich die Zinsen von 200 Talern für einen Prediger von Maria-Magdalena und dessen Nachfolger, „solange als die rechtschaffene Lehre der Augsburgischen Konfession dort gelehret wird". Im anderen Falle solle es der Rat der Stadt Breslau, der die Stiftung zu verwalten hatte, „den armen gotfürchtigen elenden Christen als gemeines Almosen" zuwenden. Diese Bestimmung beruhte nicht etwa aus der Furcht, daß die Kirche wieder in die katholische Hand kommen könnte, sondern auf der Besorgnis, daß von ihrer Kanzel kalvinische oder krypto-kalvinische Grundsätze gepredigt werden könnten, die von der lutherischen Orthodoxie gerade damals aufs heftigste befehdet wurden. Hatte doch z. B. 1562 nach nur zweijähriger Tätigkeit der Pfarrer Eccilius sein Amt an der Elisabethkirche wegen Hinneigung zu Kalvins Lehre aufgeben müssen. Ähnlich wie Distler machte auch der Ratsälteste Niklas Rhediger 1573 in seinem Testament die Bedingung, daß eine Stiftung für die Bücherei der Maria-Magdalenenkirche an seine Erben und Nachkommen zurückfallen sollte, „wenn es sich dann zutrüge, was Gott gnädiglich verhüten wolle, daß solche Bücher (nämlich Luthers und Melanchthons) nicht gelitten werden sollten.[10] Am Schlusse seines letzten Willens bedenkt der vereinsamte Distler auch sein Hausgesinde mit Zuwendungen, den Knecht Simon, seine Köchin Anna und die beiden

[9] Nik. Pol., Jahrb. 4. Bd., S. 66.
[10] Cod. dipl. Sil., 26. Bd. S. 282.

Schleußerinnen Martha und Margarethe. In der Magdalenenkirche hat er dann seine letzte Ruhestätte und sein Denkmal gefunden.

Ich habe dem vorstehenden Aufsatze den Titel „Ein Nürnberger als Bürger von Tarnowitz" gegeben. Von Tarnowitz ist allerdings in ihm nicht viel die Rede, aber er mag doch wohl Teilnahme beanspruchen, weil er etwas zur Kenntnis der Siedlungsgeschichte der jungen Stadt beiträgt. Dann aber dürfen meine Ausführungen auch deshalb vielleicht auf Interesse rechnen, weil in ihnen der Lebenslauf eines Bürgers des 16. Jahrhunderts skizziert ist, nicht der eines bedeutenden Mannes, wohl aber ein Leben, das sich dadurch von der gewöhnlichen Entwicklung unterscheidet, daß der Sohn des fernen Frankenlandes als deutscher Kulturpionier nach Oberschlesien ging, von dort aber nach Breslau zog, ein Vorläufer so vieler Menschen des 19. Jahrhunderts, die Oberschlesien wieder verließen, nachdem sie dort zu Vermögen gekommen waren.

Italienische Baumeister in Oppeln und die Gründung der Freien Innung der Maurer und Steinmetzen daselbst

Kultur- und kunstgeschichtliche Studie von Universitätsprofessor Dr. Bernhard Patzak

Auch in Oppeln haben sich, wie in anderen Städten Schlesiens, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts italienische Maurermeister ansässig gemacht, sogenannte „wälsche Mäurer", die den italienischen Spätrenaissance-, beziehungsweise den Frühbarockstil hier einbürgerten.

Die älteren Tauf-, Trauungs- und Begräbnisbücher der Oppelner Pfarrei zu St. Peter und Paul, deren Reihe nicht mehr vollständig vorhanden ist, enthalten leider bis in die fünfziger Jahre des 18. Jahrhunderts keine genauen Standesbezeichnungen der eingetragenen Bürger. Das älteste der erhalten gebliebenen Totenbücher (Nomina et cognomina Defunctorum, quorum corpora tam intra, quam extra hanc Ecclesiam requiescunt. Ab Anno Domini 1701 bis 1742, 12. Junij.) überliefert den Tod eines gewissen Paolo Signo mit folgenden Worten: „Anno 1701, den 25. Novembris. Paulus Signo, Natione Italus, Civis et Murarius Oppoliensis." Vielleicht war Domenico Signo sein Sohn, dessen Töchterlein Renata am 17. Juni des Jahres 1710 in der Oppelner Pfarrkirche beerdigt ward, und der daselbst am 14. November des Jahres 1714 das Zeitliche segnete. — Die beiden diesbezüglichen Vermerke im erwähnten Oppelner Begräbnisbuche lauten folgendermaßen: „Anno 1710, 17. Junij. Renata, parvula Dominici Signi, Civis et Murarij Oppoliensis" und „Anno 1714, 14. Novembris. Sepultus (est) Dominicus Signo, Civis Oppoliensis". — Söhne des Domenico Signo sind aller Wahrscheinlichkeit nach Andrea und Domenico Signo gewesen, über welche das erwähnte Totenbuch der katholischen Pfarrei folgendes berichtet: „Anno 1738, 20. Novembris. Andreae Signi, civis hujatis filiola Eleonora †" und „Anno 1741, 9. Decembris. Dominicus Signo coelebs. (unverheiratet) Coemeterium".

Neben jenen Mitgliedern der italienischen Maurerfamilie Signo war in Oppeln auch ein gewisser Martino Pellegrino tätig. Am 6. April des Jahres 1711 starb ihm ein Sohn: „Anno 1711, 6. Aprilis Franciscus, filius Martini Pelegrin, Civis Oppoliensis." Am 3. November des Jahres 1716 verlor er durch den Tod eine Tochter: „Anno 1716, 3. Novembris. Sepulta (est) Joanna, filia Signore de' Pelegrino, Civis Oppoliensis." — Daß dieser Martino de'Pellegrino, der also aus einer italienischen Adelsfamilie stammte, tatsächlich Maurermeister in Oppeln gewesen ist, bestätigt die pfarramtliche Nachricht von seinem Ableben: „Anno 1727, 10. Junij. Sepultus est Martinus Pelegrin, Civis et Murarius Oppoliensis."

Zu ermitteln, ob diese erwähnten vier wälschen Maurer- und Baumeister, Paolo Signo der ältere, Domenico Signo der jüngere, Andrea Signo ein weiterer, Domenico Signo und Martino de'Pellegrino, die ihren Namen nach zu urteilen aus Oberitalien gebürtig gewesen zu sein scheinen, etwa am Oppelner Piastenschloß und an dessen Kapelle, ferner in der katholischen Stadtpfarrkirche zu St. Peter und Paul gebaut haben; ob ihnen überdies gewisse Bürgerhäuser mit Barock-, bezw. Rokokogiebeln und Schlösser auf dem Lande zuzuschreiben sind, bleibt späteren Nachforschungen vorbehalten. Höchst wahrscheinlich ist eine solche Annahme.

Von jenen in Oberschlesien eingewanderten „wälschen Mäurern" haben im Zeitalter der sogenannten Renaissance (16. Jahrhundert), beziehungsweise des Barocks (zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts) einheimische deutsche und polnische Meister gelernt. So wird in den diesbezüglichen Akten neben jenen erwähnten Italienern ein gewisser Martin Tentzer (auch Tentscher geschrieben) erwähnt. So z. B. im Begräbnisbuche (1701—1749): „Anno 1722, 20. Maji. Sepulta est Barbara, filia Martini Tentzer, Murarij et Civis Transodriensis Oppolij", und „Anno 1722, 12. Novembris. Sepultus est Martinus Tentzer, Civis et Murarius Oppoliensis."

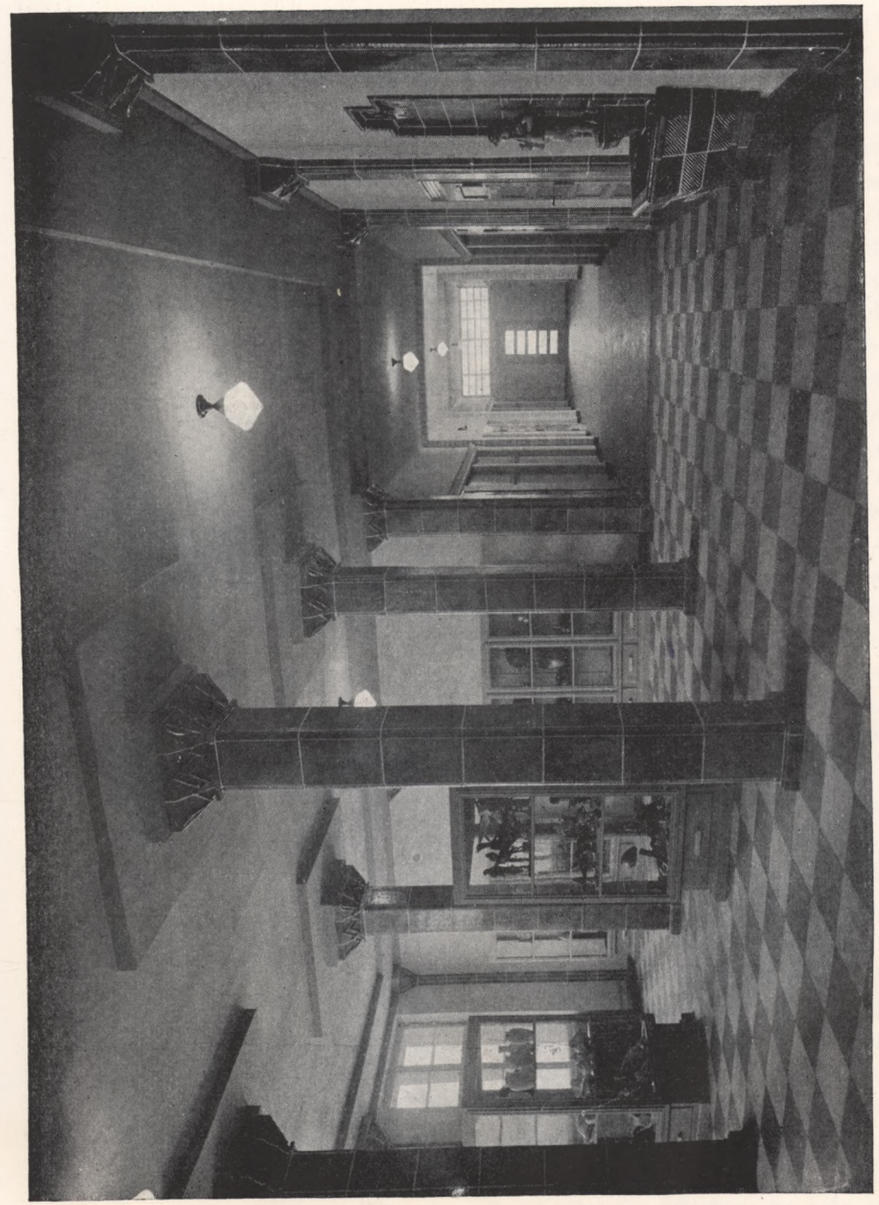
Den beiden oben erwähnten wälschen Baumeistern Domenico Signo, dem jüngeren, Martino Pellegrino und jenem ersten deutschen Fachgenossen Martin Tentzer verdankt die Oppelner „Freie Innung der Maurer und Steinmetzen" ihre Begründung. Das geht aus einem ihrer ältesten, mir von Herrn Obermeister Jurk in Oppeln zur Durchsicht bereitwilligst zugänglich gemachten Aktenstücke, nämlich aus dem jenem Mittel vom hohen Rate der Stadt Oppeln erteilten Privilegium, hervor. Da dieses in kulturgeschichtlicher Beziehung wertvoll ist, und da es verdient, weiteren Kreisen bekannt gemacht

zu werden, so teile ich dasselbe nachfolgend auszüglich in seinem altertümlichen Wortlaute mit:

„Im Namen der Allerheyligsten und Unzertheilten Dreyfaltigkeit Gottes Amen. — Kund und offenbar sey jeder männiglich jetzt und zue künfftigen Zeiten; daß vor Unß Burgermeister und Rathmanne der Kayser- und Königlichen Stadt Oppeln im Sietzendem Rath vorgetretten sein die alhießigen Mitbürger Dominic(o) Signo, Martin Pellegrin(o) und Martin Tentscher, sämbentliche Mawrer, und haben Uns zu vernehmen gegeben, welcher gestalt Sie zur Verhüettung aller zeitherigen Unordnung, undt umb zur Erhaltung desto besseren Ordnung und derer anderwerts florirenden löblich(en) Satzungen und Gebräuchen, vor Sich und zuegleich Ihre Nachkommen Ein Ehrbares Mittel der Mawrer- und Steinmetzer-Kunst, besonders wann dieße letztere mittlerzeit sich einfinden möchten, in der Stadt alhier auffzurichten Ihnen vorgenohmen, geziehmender maßen Uns darumb ersuchende und alles fleißes bittende, daß wier Ihnen zue auffrichtung undt bestettigung solchen Mittels vermög Ihrer Unß dießfalls vorgelegten Puncten, Articuln und Clausuln Ein behöriges Privilegium ertheylen wolten; Wann wier nun um Ihr öffteres Ansuchen undt fleißiges bitten wie auch gantz billiches begehren angesehen, undt Selbsten dessen eine sondehre Nothdurfft zu sein erachtet, wormit Sie sich unter Einwander in Ihrem Mittel wie zu verhalten, das Jenige, wass zur Einigkeit in Christlicher Liebe, auch zue gemeinem und Ihrem besten gereichet, in fleißige Obacht zue nehmen und über ihre ietzt und zue künfftigen Zeiten setzende löbliche Gewohnheiten und Gebräuche erforderlichen Schuetz zue halten wießen möchten; Alß haben wier mit wissen und willen unßerer gesambten Stadt: Commun Ihnen Mawrern undt Steinmetzern zue auffrichtung besagten Mittels mit einem Privilegio zue willfahren nicht entfallen können; Bestettigen Ihnen und Ihren Nachkommen das selbe auch krafft dieses unßeren Brieffes, und wollen, daß Sie mit Ihren Nachkommen dießes alles, waß hier unten nach Einander beschrieben, vor eine recht beständig- und vollständige Satzung und Ordnung halten und darüber Handhaben sollen; welche Satzungen oder Ordnungs-Articul alßo lauthen:

Zum Ersten: Solle bey dießem auffgerichteten Ehrbaren Mittel der Mawerer- und Steinmetz-Kunst lauth ander werdig Gebrauchs Ein Ober-Unter und Neben Elteste sein, und solle dem Ober Eltesten die lade mit gebiehrendem respect übergeben werden, Er aber solche lade bey Sich in Verwarung haben, alles und Jedes, was Eingenohmen oder außgegeben wirdt, auffzeichnen, wie auch, waß sonsten ins buch einzuschreiben von nöthen sein möchte, gebiehrends bewerckstelligen solle. —

Zum anderten: Wann dem Ehrbaren Mittel der vorgesetzte Ober Elteste nicht anständig were, Ihnen freystehen solle, bey gewöhnlichem Quartal Einen anderen al-



Staatl. Gymnasium Gleiwitz

[Wandelhalle mit Ausstellungsvitrinen

hier in loco wohnhafft- und wohlangesessenen zue Erwählen, infolge: Einem Ehrbaren Wohlweisen W:Rath zu praesentiren. —

Zum dritten: Wann ein gutt Gesell oder Ehemann ins Ehrbare Mittel der Mawrer und Steinmetzer Kunst alhier sich zum Meister begeben wiel, der soll vor allen Dingen Seiner Ehrlichen Geburth- und Lehre halber richtige brieffe haben, undt dieselben in Versamblung des Ehrbaren Mittelß beym Quartal vorlegen, damit man Seine Ehrliche Geburth und lehre sehen möchte, alßdann soll Jhme das Meister-Recht vergönnet und zuegelassen werden, mit dießer Condition, das Er einen rieß zu deliniren schuldig sey entweder auff Ein Hauß mit aller gelegenheit, worinnen Ein Burger wohnen kan, und waß zue Einem burgerlich(en) Hauße gehörig und nöthig, oder aber auff Eine Kirchen dergleich rieß zue deliniren, wie es anietzo die neue Architectur (NB. Barock) mit sich bringet, und die rechnung darüber zue machen, wie viel nehmblich Ziegel undt Kalkh darzue vonnöthen; Ein Steinmetzer aber ist schuldig, ein Portal zue deliniren, wie auch Ein Capital (Kapitell), compost (Kompositt) zue machen, wie die Architectur zeuget, undt wann solches deliniret, so solle nachgehnds der delinirte rieß dem Sämbentlichen Ehrbaren Mittel vorgeleget und erkennet werden, ob Er darmit bestehe oder nicht? umb (daß) die gemeine Stadt mit tüchtigen Bawmeistern undt Steinmetzern versorget sein möchte, undt wann solcher von dem Mittel vor tauglich befunden undt Erkandt wirdt, so solle Er vors Meisterrecht in die lade Fünff Reichsthaler schlesisch abzuelegen, das Meister Essen und darzue vier töpffe Ungrischen Wein nebst Einem halben Achtel biehr (!) zu geben schuldig sein; Wann Er aber solches Meister Essen nicht praestiren könte, so solle er darvor an gelde 18 Floren (Gulden) rheinisch erlegen, undt vier töpffe Ungrisch Wein wie auch daß Halbe Achtel biehr (!) darzuegeben.

Zum Vierdten: Wann Ein Junger Meister einwerben will, mueß er zuevor daß so genannte alhießige große Burgerrecht annehmen, und Sich alhier Seßhafft machen, es sey dann, das Er anderwerts wohnhafft, und vor Einen landmeister angenohmen würde, welcher gleichfalls den Abrieß deliniren, nicht weniger auch das Meister Essen, wie Ein Einheimbischer zu geben verbunden ist.

Zum Fünfften: Wo Jrgends Ein Meister befunden würde, so zwischen den Baweleuthen oder benachbarten die rhein-Gräntzen in der mawer nach der schnur nicht recht würde halten können, undt darüber überwiesen wirdt, der soll zur Straffe Zwantzig Reichsthaler schlesisch, nehmblich Eine Helffte Einem Ehrbaren Wohlweisen Rath, und die andere Helffte in die Lade des Mittels erlegen, sich auch mit denen, welchen Er zue nahe gekommen, nach billicher erkandtnuß abfinden.

Zum Sechsten: So soll keinem frembden Meister gestattet werden, alhier bey Gemeiner Stadt irgendt einigen Bawe anzunehmen, oder zue verrichten, er habe denn

alhier Sein Meisterrecht richtig verleget, und sonsten anderwerts nicht bezecht, deßgleich soll auch kein Meister befuegt sein, Einen andern von Seinem bawe abzuedringen, weder durch geschenkhe noch tadelung, oder andere Ungelegenheit, welcher aber solches thätte, der soll nach Erkandtnuß eines Ehrbaren Mittels gestrafft werden.

Zum Siebenden: Es soll auch alle Jahr das Haupt Quartal Sonntags nach Heylig drey Königen gehalten werden, undt ist schuldig Ein jeder Meister Sein Jährliches Quartal in die lade pro 8 Silbergroschen, und Ein Jeder Gesell pro 4 Silbergroschen zue erlegen, worbey alle Articul und Puncta bey dem Ehrbaren Mittel vorzueleßen sein werden, das sich die Unerfahrenen Jungen Gesellen darnach zue richten wießeten; und solle des anderen Tages nachm Quartal auß der lade 6 Silbergroschen genohmen, davor Ein Seehl Ambt oder heylige Messen vor die abgestorbenen Meister bezahlet werden, wozue sowohl die Meister alß auch die Gesellen unter würcklicher bestraffung in die Kirchen zue erscheinen schuldig sein werden.

Zum Achten: Wann ein Junger Meister wiel einwerben und zuevor die Puncta vorgeleßener haben, der ist schuldig in die lade 24 Silbergroschen, und Ein Einheimbischer Meister 6 Silbergroschen zue erlegen.

Zum Neundten: Wann das Quartal gehalten wirdt, und Ein Meister wieder den anderen etwas hette, so soll solches bey offener lade verglichen, wann aber die lade zugemacht wirdt, weitter nichts darvon gemeldet werden.

Zum Zehendten: Wann Ein bezunffter Meister Einen Sohn hatt, Ihme frey stehet, solchen auffzunehmen und frey zuesagen, obschon Er noch klein were (!), weilen Er Eines Meisters Sohn ist (!); gleich wie es auch anderwerts gehalten wirdt.

Zum Eylfften: So soll auch kein Meister noch gesell befugt sein, daß Gerüstholtz und bretter bey wehrender arbeit oder wann daß Gerüste auffgehoben wirdt, mit sich hinweg zue nehmen bey Einer Straff nach des Ehrbaren Mittels erkandtnueß.

Zum Zwölfften: So ferner Ein Meister dem anderen Seine arbeith wegnehme von Seinem baweherrn, so soll dießer den anderen nicht schimpffen, sondern Selbten bey offener lade anklagen, vor solche ab Pressung soll der beklagte zwölff Markh, jede pro 32 Silbergroschen gerechnet, zur Straff verfallen, wovon die Helffte, nehmlich 6 Markh in die lade, dann in die Kirchen zur Ehre Gottes auff wackskertzen 3 Markh und Einem Ehrbaren Wohlweisen Rath die übrigen 3 Markh zuekommen sollen.

Zum Dreytzehenden: Es soll auch keinem Meister gestattet werden, mehr Jungen auffzuenehmen alß Einen, wann Er die Helffte außgelehrnet, alßdann ist dem Meister erlaubt Einen anderen Jungen in die lehre auff- undt anzunehmen, undt solle durch drey Jahr lehrnen.

Zum Viertzehenden: Wann Ein Gesell kombt und dem Meister zuespricht umb arbeit auff 8 oder 14 tage nach gewohnheit wo der Meister des Gesellen bedierfftig

ist, so soll Er dem Meister Ehrlich und trew arbeiten, und dem Meister Seinen bawe nicht verfälschen, damit der Meister nicht anstoß habe von Seinem baweherrn.

Zum Fünffzehenden: Wann Ein Gesell 4 wochen lang bey Seinem Meister gearbeitet, der Meister auch Ihme Sein rechtes lohn giebet, der Gesell hingegen dem Meister ohne eintzige Ursach den Stuhl vor die Thür setzte, und solches der Meister nicht vor gutt erkennete, so soll Er gesell von dem gantzen Mittel nach Erkandtnueß umb Ein wochenlohn gestrafft werden.

Zum Sechtzehenden: Wann Ein Gesell von Seinem Meister abschiedt bekommet, dießer soll vermög der kunstreichen Mawer und Steinmetzer löblichen Gebrauchs bey Einschreibung Seines Ehrlichen Nahmens an gewöhnlicher Gebiehr 8 Silbergroschen in die lade zue Erlegen verbunden sein.

Zum Siebentzehenden: Wann Einer durch schmähe-reden den andern an Seinen Ehren verletzte, oder aber sich sonsten gemeine Irrungen unter Ihnen begeben würden, so solle Sie Ein Ehrbares Mittel gegen Einander verhören undt vergleichen, und die Verbrecher nach Ihrem Verbrechen straffen, so aber die Sachen wichtig und Hochsträfflich, das es denen Selben nicht abhelffen könte, so soll es die selben an Einen Ehrbaren wohlweisen Rath zur verhör- und Bestraffung verweißen.

Zum Achtzehenden: Soll Ein jeder Gesell Morgens fruhe umb 5 Uhr auff dem Gerüst sein, von 9 bieß 10 Uhr die ruhestunde halten, von 10 bieß 2 Uhr nach Mittag Seine arbeit verrichten, dan wiederumb von 2 bies 3 Uhr die Ruhestundt halten, undt Endtlich von 3 bieß 7 Uhr des Abends Seine arbeit vollenden.

Zum Neuntzehenden: Es soll sich auch kein gesell unterstehen, trunkhener weiße auffs gerüst zue kommen, wie auch mit Gotteslästerungen und fluchen Seine Arbeit verrichten bey Straffe 12 Silbergroschen in die lade undt Ein Pfundt wackß in die Kirchen zu geben.

Zum Zwantzigsten: Wann Ein gesell zue Seiner bestümbten Stunden sich in die Arbeit nicht Einstellet, soll an Straffe in die lade 6 Silbergroschen und gleichfahls Ein Pfundt wackß in die Kirchen verfallen.

Zum Ein und Zwantzigsten: Es soll sich auch kein Gesell unterstehen, in der Stadt ohne Erlaubnuß Seines Meisters zue fuschern ob es gleich nur 1 Silbergroschen anlangete, wann Er ertappet oder verrathen wirdt, alßdann solcher in die lade zur Straffe fünff Reichsthaler schlesisch und in die Kirchen zwey pfundt wackß zue erlegen schuldig sein wirdt.

Zum Zwey und Zwantzigsten: Es soll sich kein gesell unterstehen, etwas zue reden waß bey offener lade abgehandelt und beschloßen wirdt, wehr solches in Einem Biehr Hauße moviren thätte undt überwießen würde, der soll nach erkandtnuß der Sache von Einem Ehrbaren Mittel abgestraffet werden.

Zum Drey und Zwantzigsten: So sollen sich die gesellen auch nicht gelüesten lassen, Einander, es sey beym trunke oder bey der arbeit zu schümpffen, dann solcher gesell, der Unrecht schimpffet, bey Erkandtnuß des Ehrbaren Mittels schuldig sein wirdt, zur Straffe in die lade 1 Reichsthaler schlesisch 9 Groschen und Ein pfundt wackß in die Kirchen zue erlegen, oder wann ein gesell den anderen verhöhnet oder verachtet, undt Er nicht wichtige Ursach darzue hatt, der soll umb dreytage lohn gestrafft werden, die andere Verbrechen oder begangene fähler sollen die Meister nach Ihrer Erkandtnuß abstraffen.

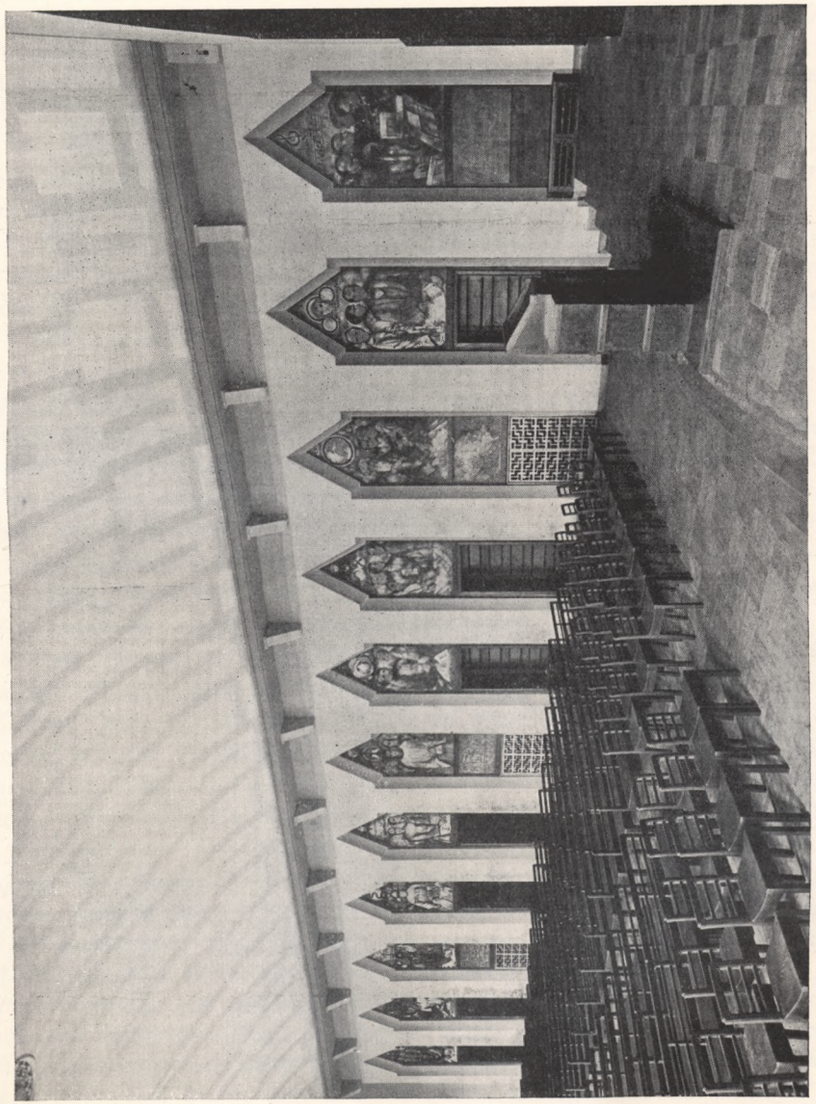
Zum Vier und Zwantzigsten: So Ein Gesell reißendt ist, undt Er keine arbeit bekommen kan, und kombt etwa zu Einem fuscher oder Stöhrer, und arbeitet auffs längste 4 wochen undt kommet wiederumb zue Einem Ehrlichen Meister, so soll Er nicht gestraffet werden, sofern Er es offenbahret, Wann Er aber über die zeit der 4 wochen gearbeittet habe, und es bey Einem Ehrbaren Mittel nicht meldet oder offenbahret, bies solches auffgetrieben oder von Einem andern Gesellen verrathen würde, so soll Er schuldig sein zur Straffe Ein gantzes wochenlohn zu verfallen, oder wie es gestalten Sachen nach Ein Ehrbares Mittel ferner erkennen möchte.

Zum Fünff und Zwantzigsten: So Ein Meister Einen Jungen in die lehre auffniehmbt, soll dießer drey gantzer Jahr lehrnen und Niemanden mit Einiger Leibeygenschafft oder Unterthänigkeit verbunden sein. Er soll auch bey offener lade undt vor Einem Ehrbaren Mittel auffgenohmen werden, folgendts 2 Reichsthaler schlesisch 18 groschen in die lade entrichten, anbey 3 fässel biehr (!), 3 Silbergroschen Schreibegeldt und 3 Silbergroschen bothenlohn geben.

Zum Sechs und Zwantzigsten: So soll Ein Lehrjunge Seinen Ehrlichen Geburths Brieff in die lade einzulegen geben, darbey soll Er taugliche zwey Bürgen haben und sich auff 10 Markh geldes verbürgen.

Zum Sieben und Zwantzigsten: Ein Jeder Lehrjung ist schuldig auff Seinen lehrmeister acht zu haben (!), es sey bey einem trunkh (!), lustbarkeit oder anderer Verrichtung, selbten fleyßig bedienen und Ihme auffwarthen, wie es sich Einem rechtschaffenen Lehrjungen gebiehret und geziehmet, und soll sich kein lehrjung zum Tantz zue gehen, wie auch mit Karthen zue spiehlen oder mit wierffeln zu werffen unterstehen.

Zum Acht und Zwantzigsten: Wann Ein Lehrling Seine drey Lehr-Jahr außgestanden hatt, daß Er von Seinem Lehrmeister bey offener lade quith und frey gesprochen wirdt, Ihme der lehrmeister Einen lehrbrieff ertheilen solle; darvor Er freygesprochene 20 Silbergroschen zu bezahlen, wie ingleich vor das Ehrbare Mittel undt die Gesellen entweder Ein Essen, oder darvor 10 Gulden rheinisch zuegleich auch 3 fässel biehr (!) und sodann Ein Sillbernes Schildt vor 32 Silbergroschen, zue geben, letzlich aber nach Seiner außgestandenen Drey Jährigen lehre zu wandern, oder, wann Ihme



Staatl. Gymnasium Gleiwitz

Wandmalerei der Aula von L. P. Kowalski

solches ins werck zue stellen unmöglich fallen solte, mit dem Ehrbaren Mittel sich dießfahls zue vergleichen schuldig sein wirdt.

Zum Neunund Zwantzigsten: Ehe und bevor Ein Meister den Lehrjungen auffniehmet, so sollen Sie zuevor mit Einander einß werden, den Ersten Sommer bekombt Er des tages 3 Silbergroschen, das andere Jahr deß tages 4 Silbergroschen undt das dritte Jahr täglich 5 Silbergroschen, darbey soll Er verbunden sein, dem Meister auf Sein Gezeug, Picken, Eyßerne Stangen und waß sonsten an nothwendigkeit zuegehörig, wohl achtung zue geben, wiedrigenfahls, wann Er davon etwas verliehret oder verobsaumbet, Er solches wiederumb dem Meister zu schaffen schuldig sein solle.

Zum Dreyßigsten: So soll, wie anderwerts bräuchlich, zue jeder Quartalß Zeit bey publicirung des Privilegij und Articul zuegleich auch die feuer Ordnung vorgeleßen werden, umb (daß) Jedweder Gesell und lehrjunge, so in denen steuerstädten arbeittet, sich darnach zue richten wiessen möchte.

Zum Ein und Dreyßigsten: Und letzlich soll dießem Ehrbaren Mittel der Mawrer- und Steinmetzer-Kunst freystehen, Einen bey alhießiger Stadt angeseßenen Rauchfangkkehrer, wann Er es verlangte, und in Ihr Mittel nach Vorzeugung Seines Ehrlichem lehrbrieffes behörigermaßen einwerben wolte, vor Einen incorporirten Mitmeister auff- und anzunehmen, derogestalt undt alßo, daß Selbter an Erforderlicher Gebiehr vors Meister Essen und andere Sachen, wie im 5ten Punct mit mehrern beschrieben, gegen Einem Mawrer oder Steinmetzer alß Ein Mitmeister nuer die helffte zue geben schuldig, mithin dann nicht allein Jungen in die lehre anzunehmen, sondern auch freyzuesprechen und zugleich gesellen zue fördern befuegt sein wirdt.

Undt haben Hierauff solch:auffgerichteten Ehrbaren Mittels oberwehnte Sambentliche Mawrer alhier Unß mit Hand und Mund angelobet undt zuegesagt, dieße alle und Einen Jeden obbeschriebenen Articul wie die Selben in Ihren Puncten und Clausuln begriffen, von anfang Einer nach dem anderen von worth zue worth Erkläret undt in dießen brieff einverleibet sein, ietzt undt zue künfftigen Zeiten vollkombentlich stett und fest und unverbrüchlich zue halten; undt imfahl Sie dießem Unßerem Erlangten Privilegio auch in dem Geringsten nicht ein Genügen thätten, wollen wir Uns und Unßeren Nachkommen künfftiger Stadt Magistrat alhier Ihres Ungehorßambs Straffe, förderist an des Mittels Ober Elteßten, dann an deren Elteßten undt allen übrigen incorporirten Mitmeistern, wie nicht weniger die Vermehr- undt Minderung dießes Privilegij, so offt es die Noth erfordert, vorbehalten Haben. Zue Uhrkund und stett festerhaltung aller obbeschriebenen Sachen Haben Wier vorbenahmte Burgermeister und Rathmanne Unßer der gemeinen Stadt größeres Innsiegel hierauff wohlwissentlich drucken lassen; Geschehn Oppeln Mittwochs, so gewesen der 20te Monathstag Aprilis Nach Christi Unseres lieben Herren und Heylands Geburth Im Ein Taußendt, Sieben Hundert und Siebenden Jahre.

(L. S.)

Felix von Lichnowsky

Nach Laubes „Erinnerungen"

dargestellt von Geheimrat Artur Schiller

Der durch seine Dramen und seine dramaturgischen Leistungen besonders am Wiener Burgtheater berühmte Schlesier Heinrich Laube, der am 18. September 1806 in Sprottau geboren war, gehörte in seiner Jugend zu den Häuptern des jungen Deutschland. Im Sommer 1848 hielt er sich, erschöpft in Hoffnung und ermüdet in Sorge, in Karlsbad auf, wo „die Regungen des Körpers zur Hauptsache und der Geist auf strenge Diät gesetzt werden sollte." Aber gerade hier passierte es ihm, daß er, fast durch Zufall, wieder mitten in den Strudel der Zeitereignisse hinein gerissen wurde. Seine Frau regte ihn an, sich als Kandidat für das Frankfurter Parlament in dem nahen böhmischen Städtchen Elbogen aufstellen zu lassen. Seine Wahlrede, in der er sich als einen Liberalen bezeichnete und die er zum allgemeinen Erstaunen mit den Worten begann: „Meine Herren, ich bin für den Kaiser", schlug derartig durch, daß er mit großer Mehrheit nach Frankfurt gewählt wurde.

Wir wollen heute nicht die Ereignisse schildern, die Laube während der nächsten $^3/_4$ Jahre in Frankfurt und in der Paulskirche erlebte; er hat darüber im Herbst 1849 ein umfassendes dreibändiges Werk „Das erste deutsche Parlament" erscheinen lassen. Es erscheint uns aber vom oberschlesischen Standpunkte aus wertvoll, die Blätter seiner, „Erinnerungen" genannten Selbstbiographie aufleben zu lassen, in denen Laube aus persönlicher Wahrnehmung heraus über den am 5. April 1814 geborenen Felix Maria Vinzenz Andreas Fürsten v. Lichnowsky erzählt, der auch besagtem Parlament als stark rechts gerichteter Abgeordneter angehörte.

Laube ging Ende der 1860er Jahre daran, die Summe seines Lebens zu ziehen und seine Erinnerungen niederzuschreiben, die die Ausgabe seiner gesammelten, in den Jahren 1875—1882 erscheinenden Werke eröffnen sollte.

Zwei Vorgänge sind es, die Laube aus seiner Parlamentszeit hervorhebt und über die er in den „Erinnerungen" seine Eindrücke, weniger die trockenen Tatsachen, schildert, einmal die Rheinfahrt des Parlaments nach Köln, wo sich die deutsche Partei mit der preußischen messen sollte, sodann der Überfall vom 18. September 1848, der die Paulskirche erstürmen und das Parlament auseinander jagen wollte.

Die Parlamentarier dampften an einem sonnigen Tage den Rhein herab gen Köln, wo sie am Abend den König Friedrich Wilhelm IV. treffen sollten. Es sollte sich zeigen, wer mächtiger wäre, der Preußenkönig oder das Reichsregiment in Frankfurt.

Von der Rechten waren unter den Rheinfahrern natürlich auch preußische Abgeordnete,

und von diesen wurde einer der Gewandtesten immer lauter und kecker, je näher rheinpreußisches Ufer herankam. Dieser eine war der Fürst Lichnowsky, ein schlank gewachsener, noch junger Mann, mit geselligen Gaben reich ausgestattet und auch rasch fließender Rede mächtig. Bei dem ernsteren Teile der Nationalversammlung stand er nicht eben in günstigem Ansehn; man vermißte den Ernst in ihm, man witterte Abenteuerlichkeit und nannte ihn wohl auch leise einen Fanfaron, der an die leichtsinnigen Emigranten von 1790 erinnere. Er war ein schlesischen Landmann, aber aus der oberschlesischen Gegend, die man damals scherzhafterweise Oberitalien nannte, und die doch recht verschieden sei zum Beispiel von Niederschlesien. Wegen der Landsmannschaft wechselten Laube und Lichnowsky aber doch zuweilen einige Worte. Lichnowsky sprach an beiden Abenden in Köln mit Laube, am ersten Abende spöttisch, am zweiten herausfordernd. Seine Worte zielten dahin, daß das neue parlamentarische Reich doch ein Nebelbild neben der alten Monarchie sei, zu der der Edelmann unter Umständen gehöre. In einem kleinen Zimmer vor einem kleinen Tische stehend, sprach der König die Abgeordneten an. Er schloß mit den alle überraschenden Worten: „Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß es noch Fürsten in Deutschland gibt, und daß ich einer bin!" Dann ging er mit seinem Gefolge hinweg.

Lichnowsky trat an Laube heran und sagte triumphierend zu ihm: „Nun, Landsmann, wer ist der Herr?"

Am anderen Tage war ein großes Bankett mit Champagner im Gürzenich. Der König, sein Glas in der Hand, trat vor und sprach. Lichnowsky, der sich zum Kreise des Königs gesetzt hatte, stand auf und sagte im Vorbeigehen laut zu Laube: „Sie sehen, der König ist auch hier viel mächtiger! Dixi!"

Neben Laube in derselben Privatwohnung bei Zimmermeister Gehlhaar vor dem Allerheiligentore war ein früherer preußischer Minister untergebracht, General von Auerswald, aus der Provinz Preußen stammend, der sich immer durch einen mäßigen, aber soliden Freisinn hervorgetan hatte. Er war ein Mann von mittlerer Größe mit einem unbehaglich dreinschauenden Gesicht und recht zugeknöpftem Wesen. Als beide Herren sich auf dem gemeinschaftlichen Vorsaale gute Nacht wünschten, sagte Auerswald gedankenvoll vor sich hin: „Eine gedeihliche Entwicklung wird sehr schwer werden."

Wer hätte damals gedacht, daß Beide, er und Lichnowsky, nach wenigen Wochen den großen Parteikampf mit ihrem Leben bezahlen würden!

Das Unheil brach am 18. September herein. Es war zufällig Laubes Geburtstag. Seine Frau und sein damals 15 jähriger Stiefsohn, Albert Hänel, waren aus Leipzig zum Besuche des Vaters gekommen. Bei ihrem Gange nach der Paulskirche erblickte die Familie in den in der Nähe gelegenen Gassen Barrikaden. Truppen, österreichische

und preußische, rückten heran und sicherten die Kirche. Die Sitzung nahm ihren gewöhnlichen Gang. Da entstand plötzlich eine allgemeine Bewegung in der Kirche. Die Volksmasse begann einzudringen, sie drängte an die Türen. In diesem kritischen Augenblick griff das Militär ein und trieb die Tumultuanten zurück. Die Sitzung wurde natürlich aufgehoben.

Laube begab sich nach seinem gewöhnlichen Mittagslokale, dem „Englischen Hofe". Am Fenster stehend bemerkte er den Fürsten Lichnowsky, der vorüber ging. „Wohin?" fragte ihn Laube. „Aufs Pferd", rief er, „nach außen rekognoszieren." „Nicht doch", entgegnete Laube. „O ja", lachte er, „Auerswald reitet mit." Fort war er — auf Nimmerwiedersehn.

Nun entbrannte überall der Barrikadenkampf. Besonders widerstandsfähig erwies sich die Allerheiligenbarrikade. Man wartete sehnsüchtig auf die Kanonen aus Darmstadt. Endlich kamen sie im Galopp über die noch nicht ganz fertige Eisenbahnbrücke. Sie rasselte die Zeil herunter und schon ertönten die ersten Schüsse. Erst die Nacht beendete das unerhörte Schauspiel.

Der nächste Tag brachte das traurige Nachspiel: Die Leichen der von der Volksmenge erschlagenen Männer Lichnowsky und Auerswald wurden auf dem Friedhofe bestattet. Dieser war voll von Menschen. Alle Parlamentsmitglieder waren da, den Särgen zunächst, dahinter mitleidige und, in tiefen Reihen, trotzige Leute. Man sah es an ihren Gesichtern, daß der Groll stärker war als das Mitleid. Die Parteien standen hier bei hellem Tage nebeneinander.

Es war eine entsetzliche Stimmung, als Wilhelm Jordan die Leichenrede begann. Ihn namentlich haßten die Barrikadenmänner, die da zuhörten, denn er hatte anfangs zur Linken gehört und hatte sich später von ihnen und ihren Übertreibungen getrennt. Und gerade er hielt jetzt die Leichenrede. Er sprach mit kaltem Blute, heißer Grimm aber pulsierte in den Worten. Mit dröhnenden Worten wälzte er die Verantwortung für solche Greuel den Aufständischen auf die Seele. Wie eine tiefschwarze Gewitterwolke hing die unheilschwangere Stimmung über der Versammlung.

Es blieb aber still, blieb auch totenstill, als er geendet hatte. Die Erdschollen kollerten auf die Särge heran. Man hörte dieses trostlose Geräusch weithin.

Still gingen die Parlamentarier durch die starrende Menge von dannen, in ihrem Geiste erwägend, wie schwer die Neugestaltung eines Staatswesens sei, und wie teuer sie bezahlt werden müsse. —

Jakob Böhme

Von Robert Braun

Die folgende Arbeit ist ein Vorabdruck aus einer Schrift, die als Vorwort des gleichnamigen Buches im Verlage Georg Müller wahrscheinlich noch dieses Jahr erscheinen wird. Die Schriftleitung.

Das brennende Holz, der im Frühling grünende Baum, der Funken des geschlagenen Steins, der Blick des Metalls, die Spiegelung eines Dinges im Wasser oder Glas, — dies waren für Jakob Böhme die ersten und bedeutsamsten Symbole, mit denen das Irdische ihn aufs Übersinnliche hinwies. Besonders das Feuer offenbarte sich ihm früh. Er fühlte es in ähnlicher Weise als Urerscheinung der Schöpfung wie einundzwanzig Jahrhunderte vorher der Grieche Heraclit, dem er auch in vielfacher Hinsicht verwandt ist.

Gewiß erlebte er schon in der Jugend, was er später in Schriften niederlegte. Doch fehlt uns die Kenntnis seiner Entwicklung, da er, was diese erste Zeit betrifft, nie persönlich wird. Daß den Fünfundzwanzigjährigen ein Metall in höchste Entzückung versetzte, wird von Abraham von Frankenberg berichtet: er sei durch den jähen Anblick eines zinnernen Gefäßes zu dem innersten Grunde oder Centro der geheimen Natur eingeführt worden. Doch diese Empfindlichkeit beunruhigte ihn. Er ging noch als Mann vor dem Neissetor in Görlitz, daran sein Haus gelegen war, spazieren, um zu prüfen, wie die Dinge in ihm fortwirkten, ob die Vergrößerungen, die von ihnen ausgingen, nicht etwa Phantasie und Wahn seien. Da offenbarten sich Bäume, Kräuter, Blumen in derselben überraschenden Weise. Sie veränderten sich gleichsam unter der Hand, traten aus ihren Formen in ein geistliches Bereich und zeigten ihm ihre Verbindung mit dem Himmel. Er schreibt einmal: Du wirst kein Buch finden, da du die göttliche Weisheit könntest mehr inne finden zu forschen, als wenn du auf eine grüne blühende Wiese gehest: da wirst du die wunderliche Kraft Gottes sehen, riechen und schmecken, wiewohl es nur ein Gleichnis ist.

Erst spät begriff er, daß diese Eigenschaft ein Talent und Gnadengeschenk sei. Und von da an wurde er nicht müde, sich auf sie als seine sicherste Gewähr zu berufen. Er nehme sein Schreiben und Buch nicht von andern Meistern, sondern es sei ihm von Gott in den inneren Sinn eingeschrieben worden, obgleich er gern, um sich zu erklären, Zeugnisse der Heiligen gebrauche.

Es gibt sehr viele Stellen, da er seinen Vortrag über die Geheimnisse des Kosmos unterbricht und, als ob er die spöttische Verachtung der Gelehrten plötzlich quälend spürte, in solchen selbstbewußten Worten sich Luft macht. Er warnt, sich an der Hand dieser Feder zu ärgern, weil sie einfältig sei. Der Geist diktiere ihm, überrasche ihn

wie ein Platzregen („Was der trifft, das trifft er"), und ziehe ihn immer tiefer in sich, in seine rechte Heimat, wo er dereinst mit einer Perlenkrone gekrönt werde. Wenn er dann erwache, so verstünde er seine Sätze selbst nicht mehr, sondern müsse sich mit dem Teufel auf allen Seiten kratzen.

Während er am Anfang nur aus angeborenem Trieb und, wie er oft beteuert, zu seinem eigenen Memorial schreibt, wird er später der Sendung gewiß. Sein Leben fällt zum größten Teil in die Zeit vor dem dreißigjährigen Krieg, da der Konfessionshaß völlig die Menschen beherrscht. Er glaubt nun immer stärker, daß er zum Werkzeug Gottes erwählt ist, um die Welt von ihrem Irrtum zu heilen. Doch da müßte sie vorerst die Mauerkirchen und das Maulchristentum aufgeben, dürfte nicht so stolz mit ihrem gekrönten Hütlein vernunftreden, sondern müßte einfältig und in Demut vor Gott wallen. Die anbrechende Klarheit, als deren Bote er sich fühlt, nennt er: Die Morgenröte.

* * *

Zur Zeit von Jakob Böhmes Geburt — 1578 — und während seines Lebens um die Jahrhundertwende, erfüllt der Genius Deutschlands ein trauriges Geschick: er ist zur Untätigkeit und zum Schweigen verurteilt und scheint sich in einem gewissen Trotz vom übrigen Europa abzukehren und in sich selbst zu verschließen. Während in Italien, Frankreich, England, Holland ein freier Geist erwacht ist und sich mit jugendlicher Kraft an Werken der neuen Kunst, Wissenschaft, Philosophie, an Entdeckungsfahrten und Veränderungen des Lebens betätigt, schwört Deutschland mit seinen alchymistischen und rosenkreutzerischen Strebungen dem Mittelalter gleichsam neu die Treue. Die Selbstherrlichkeit der Menschen, die damals im Westen heraufkam und später in Versailles die höchste Entfaltung erreichte, das Vernunftlich-Wissenschaftliche von Männern wie Bacon oder Descartes, das die besten Geister anzog, — dies blieb ihm fremd. Seine Stunde war noch nicht gekommen. Es mußte erst in den Abgrund des dreißigjährigen Krieges steigen, um mit neuer Kraft sein Eigentümliches zu entfalten. In dieser Zeit, die einer Verbannung gleicht, erscheint nun die Riesenkraft Jakob Böhmes. Die Möglichkeit, sich auszuwirken, ist gering, sie verschwindet gegen den großen Willen, der nirgends in schon gebaute Formen dringen darf und so erklärt sich das viele Verschrobene, an Wahnsinn streifende, Mittelalterliche seines Werks, das, was die Grundabsicht betrifft, doch ganz im neuen Geist wurzelt: im erwachten kühnen Selbstbewußtsein, das dem europäischen Menschen seit der Renaissance eignet.

Es war Böhmes und Deutschlands Schicksal, das Kommende zu a h n e n. Die ganze Entwicklung der Dichtung, Philosophie und Musik, die während der späteren Zeit folgte, erlebte man damals in einem nebelhaften Vorgefühl. Besonders die letztere, mit der Deutschland sein Bestes der Welt gab, scheint Böhme als Glückseligkeit vorausgeahnt

zu haben. So bezeichnet er die höchste Steigerung des inneren Lebens als „Hall" oder „Schall", ein gegenseitiges Sich-Finden und Liebe-Berühren von Tönen, Farben und Figuren. Und wenn er auf dem Totenbett seinen Sohn Tobias fragt, ob er die schöne Musik höre und, als dieser es verneint, ihn bittet, die Stubentür zu öffnen, damit man die Klänge von draußen reiner vernehme, — ist es da nicht, als ob ihm zum Trost ein Blick in jenes Reich gegönnt gewesen wäre, das er nach altem Prophetengeschick selbst nicht betreten durfte, während es sich die Nachfahren aneigneten?

* * *

Er wurde geboren in dem schlesischen Dorf Altseidenberg, nahe von Görlitz. Man hielt früher die Eltern für arme Leute, doch lassen die jüngst aufgefundenen Register,* nach denen ein Großvater Gerichtsschöffe war, auf eine gewisse Wohlhabenheit der Familie schließen. Wie sich dies auch verhält: der junge Böhme wuchs nach schlichter Bauern Art auf. Er hütete das Vieh und ging Sonntags zur Kirche. Vielleicht unterschied er sich schon damals von der anderen Dorfjugend durch ein geheimnisvolles Betragen. Denn er hatte, wie sein Biograph und Freund Franckenberg nach seiner eigenen Äußerung angibt, in diesen Hirtenjahren das erste übersinnliche Erlebnis. Darnach wäre er einmal, um verlaufene Tiere zu suchen, auf den Gipfel der Landeskrone geraten, wo er auf einem freien Platz, der mit rotem Gestein eingefaßt war, eine Bütte mit Gold sah. Erschrocken über den Anblick, den er für Lockung des Teufels hielt, soll er jählings und ohne etwas zu berühren, fortgestürzt sein. Später habe ein Fremder den Schatz gehoben, sei aber, weil der Fluch daran gewesen, zugrunde gegangen.

Zweifellos hat diese Erzählung etwas Sagenhaftes, Unpersönliches. Sie klingt an die Schatzgräbergeschichten an, mit denen sich das Volk — vielleicht angeregt durch den dunklen Willen der Alchymisten — vielfach beschäftigte. Doch spricht der Zusatz des durchaus glaubhaften Franckenberg „welchen Ort er mir selber gezeiget und erzählet" für die Wahrheit dieses Erlebnisses, das man ja auch in eine Vision oder übermächtige Phantasie des Knaben umdeuten kann.

Da Jakob Böhme vom Vater für den Schusterberuf bestimmt wurde, — er war der vierte Sohn und somit vom Erbe des Hofes ausgeschlossen — kam er ungefähr vierzehnjährig in die Lehre eines heimischen Meisters; nach Ablauf dreier Jahre mußte er auf Wanderschaft gehen. Während dieser Lehrlings- und Gesellenzeit, da er auf dem Schusterbänklein saß und nähte und klopfte, vollzog sich in weiteren Erlebnissen sein Eintritt in die höhere Welt. Den ersten Anlaß bot dazu die religiöse Erregung, die damals alle Menschen ergriff und gewiß auch in die tägliche Werkstatt gedrungen

* Die Angaben über Jakob Böhmens Leben sind der Lebensbeschreibung Abraham von Frankenbergs, A. H. Fechners Preisschrift und Richard Kehls Gedenkschrift entnommen.

war. Der junge Böhme, der mit dem ganzen Ungestüm, das wir aus seinen Schriften kennen, entschlossen war, die Wahrheit zu erfahren, betete so inbrünstig und unaufhörlich um Erleuchtung zu Gott, daß er: durch den Zug des Vaters in dem Sohne, dem Geiste nach in den heiligen Sabbat und herrlichen Ruhetag der Seelen versetzet worden, allwo er mit göttlichem Lichte umfangen und sieben Tage lang in höchster göttlicher Beschaulichkeit und Freudenreich gestanden.

Die nächste große Erscheinung, die sich wie die auf der Landeskrone sagenhaft anhört, nennt Franckenberg als von außen, durch magisch-astralische Wirkung der gestirnten Geister hervorgebracht. Ein Fremder in ärmlicher Tracht erscheint in der Werkstatt und begehrt ein Paar Schuhe. Da Meister und Meisterin nicht zu Hause sind, nennt Böhme, um ihn abzuschrecken, einen übermäßig hohen Preis. Allein der Herr ersteht sie trotzdem, empfiehlt sich, geht hinaus, — doch kurz darnach hört sich Böhme von der Straße angerufen. Wie er dem Klang der Stimme nacheilt, steht der Käufer wieder vor ihm, leuchtet ihn plötzlich aus überirdischen Augen an und sagt ihm: — er wäre erwählt; er solle nur fromm bleiben und gern in der heiligen Schrift lesen. —

Solche Verbundenheit mit anderen Welten äußerte sich bald gegen die Umgebung: der Geselle benahm sich nicht so wie andere Gesellen. Wenn der Meister fluchte und Gotteslästerliches sagte, ermahnte ihn der blasse Mensch, obgleich er ihm so sehr untergeben war, sich doch nicht durch unbedachte Reden die ewige Seligkeit zu verscherzen. Das war ein Ernst, den man störend im Alltag empfand und so wurde der unbequeme „Hausprophet" entlassen.

* * *

Mit vierundzwanzig Jahren heiratet er Catharina Kuntzschmann, die Tochter eines Fleischers zu Görlitz und erwirbt von einem gewissen Valentin Lange eine Schuhbank in ebenderselben Stadt und das dazugehörige Haus. Er ergibt sich nun ganz der Ausübung des Berufes, bekommt nach sechs Jahren einen Sohn mit Namen Jakob, anno 1602 und 1603 folgen zwei andere: Michael und Tobias und 1611 der letzte: Elias. Das Handwerk ernährt ihn. Er spielt sogar in einem Streit, den Schuster und Gerber wegen eines Lederhandels miteinander führen, als Vertreter der ersteren eine Rolle, was für ein gewisses Ansehen zeugt.

Doch verliert er sein eigentliches Geschäft nicht aus den Augen, ja, es kommen ihm gerade während dieser Zeit der Häuslichkeit und des Wohlbestalltseins neue Erleuchtungen. Ein Jahr nach der Heirat erlebt er eine neue große Vision durch den Anblick eines zinnernen Gefäßes.

Es war vielleicht an einem Sonntag, als er, um auszuruhen, allein in seiner engen Stube saß, und ihn der graue Glanz einer Kanne oder eines Bechers traf, der sich alsbald in eine geheime Sonne verwandelte. Wie ihm sonst gewöhnliche Kräuter, die



Staatl. Gymnasium Gleiwitz

Wandmalerei von L. P. Kowalski in der Aula. Teilstück „Geographie"

niemand beachtete, große Geheimnisse eröffneten, so riß ihm diesmal ein alltägliches Gerät unendliche Tiefen auf.

Die unscheinbaren Dinge scheinen ihm zu helfen, die Weihen zu erwerben. Es ist, als ob er von Scharen umgeben wäre, die seine Sendung kennen und nur auf Gelegenheit warten, um aus ihrer Unsichtbarkeit zu treten und ihn von irgendwoher, da gerade sein empfänglicher Blick weilt, zu grüßen und an sein Schicksal zu gemahnen.

Mit dem Glück dieser Erkenntnisse wächst aber seine Unruhe. Er fürchtet, daß er Wahnphantasien hat, die ihn von seinem Tagwerk abziehen. Doch ergeben sich, wenn er darüber nachsinnt, ganz treffende Übereinstimmungen mit der Wirklichkeit. Das von ihm Geschaute, das wie aus weiter Ferne in sein Bewußtsein reicht, reimt sich sehr gut mit den Offenbarungen der heiligen Schrift, ja, mit der alltäglichen Welt zusammen. Was ihm die Natur seit seiner Jugend anvertraute: die Geheimnisse der Bäume, Halme, Kräuter, des Feuers, das von Holz und Kerzen aufflammt, der Früchte und ihres Geschmacks, wenn sie reif und unreif sind, der Geräusche, — alles, alles, woran die Menschen sonst vorübergehen, bestätigten dies. Und so wird es ihm zur Gewißheit, daß er trotz seiner Niedrigkeit und Einfalt zu Ähnlichem berufen ist wie die Propheten und Apostel. Doch spricht er nicht davon, geht treulich in die Kirche, liest viel in der Bibel und pflegt heimlich sein Talent.

Allmählich aber wächst in ihm die Lust, was er so innerlich weiß und immer klärlicher von allen Seiten bezeugt bekommt, dies offenbare Gnadengeschenk Gottes, zu seiner selbst genaueren Kenntnis, aufzuschreiben. Er will als ein rechter Knecht im Weinberg seines Herrn sein Pfund nicht vergraben, sondern damit wuchern. So entsteht das erste Buch: Morgenröte im Aufgang.

Erfüllt vom neuen Glück des Schaffens in Gott gibt er die unvollendete Schrift, die vom ewigen Schöpfer und der heiligen Dreifaltigkeit, von Engeln und Erzengeln, vom Fall Lucifers und des Menschen, vom Werden und Vergehen des Kosmos handelt und in der Folge alle Geheimnisse offenbaren soll, dem Gutsherrn Carl von Ender, der nahe der Stadt auf Schloß Leopoldshain wohnt. Der liest sie, begeistert sich daran, läßt sie abschreiben und verbreiten. Doch da geschieht etwas, was der arme Theosoph kaum bedacht hat, als er diese neuen Offenbarungen niederschrieb.

* * *

In Görlitz lebte damals ein mächtiger Mann: der Pastor und Primarius Gregorius Richter. Er wird wohl sehr den Gestalten geglichen haben, die uns auf vielen vergilbten und dunklen Kupfern des siebzehnten Jahrhunderts erhalten blieben. Sie stehen gewöhnlich in Perücke und Prachtkleid neben einer Säule, schwingen eine Kielfeder oder weisen, wenn sie Kirchenherren sind, im schwarzen Talar auf ein aufgeschlagenes Buch:

die Bibel. Man sieht: ihr Selbstgefühl erfüllt den ganzen Raum, es gibt nichts, was sie außer ihm anerkennen.

Pastor Primarius Richter war der Sohn eines einfachen Klosterschmieds und hatte es durch großes Wissen in Religionsdingen und einer scharfen Sprache zu seiner Würde gebracht. Seine Stellung glich, was Macht betraf, völlig der eines hohen Rats. Er predigte, wie man jüngst errechnet hat, fast jeden zweiten Tag, wobei nach Art unserer Zeitungen Ereignisse verdammt oder, wenn sie lutherisch waren, gutgeheißen wurden. — Der Konfessionshaß hatte damals eine merkwürdige Form angenommen: Schlesien war in der Weise zwiegeteilt, daß in den Städten meist das Luthertum herrschte, während auf den Schlössern der Adeligen und unter den Gebildeten, die das Kommen einer neuen Zeit fühlten, die mystischen Lehren der Schwenkfelder und Rosenkreutzer Eingang fanden. Es gab überall und auch in Görlitz geheimen und offenen Streit, der, wie immer bei solchen Anlässen, nicht nur um der Sache willen geschah, sondern vermischt war mit Untergründigem, aus persönlicher Feindschaft Gewachsenem.

Diesem gestrengen Primarius kam nun Jakob Böhmes „Morgenröte" in die Hände. Er las, wie ein bis jetzt unbekannter, kleiner Bürger sich Gedanken über die göttlichen Geheimnisse machte, was seit Luther so gut wie verboten und unnötig war. Es gab auch eine Menge lächerlicher, ganz wirrer Behauptungen von einer süßen, sauren, herben und gesalzenen Qualität, die außerdem Geister Gottes sein sollten. Er wußte von einem Gott Queckſilber zu erzählen und dergleichen.

Über solchen Unsinn hätte man einfach lachen und ihn als Narretei beiseite schieben können, wenn nicht zwischendurch ganz unerhörte persönliche Anmaßungen des Autors aufgetaucht wären, der, so weit er sich auch ins Unendliche verstieg, und scheinbar Bescheid von Engeln und Erzengeln wußte, doch nicht auf sein irdisch Teil vergaß, sich als Propheten und vom heiligen Geist Erwählten ausgab und denen, die ihn anzweifelten, höllische Strafe androhte. So schrieb er etwa am Anfang des siebenten Kapitels: Allhier wird sich der Teufel wehren wie ein beissiger Hund, denn seine Schande wird allhier aufgedecket werden und wird dem Leser manchen harten Stoß geben und es immer in Zweifel stellen, es sei nicht also.

So nun ein Leser über dies Kapitel kommen möchte, in dem des heiligen Geistes Feuer etwas schwach sein würde: so fürchte ich wohl, der Teufel wird ihm zusetzen und zur Zweifelung reizen, ob sich auch also verhalte, wie es geschrieben ist, damit sein (des Teufels) Reich nicht also gar bloß stehe und seine Schande nicht gar so aufgedeckt sei.

Wenn man voraussetzt, daß Richter mit seiner Lektüre bis hierher gedrungen *ist*, so wird es wohl an dieser Stelle viel furchtbare Faustschläge auf den Tisch abgesetzt haben, der das Büchlein trug.

War anfangs nur die lutherische Denkart des Primarius aufs *tiefste* verletzt, so meldete

sich jetzt sein Stolz. Es ging nicht an, daß ein Schuster solch eine Sprache führte. Auch kam hinzu, daß Carl von Ender, um dessen Gunst er sich sehr bemühte, mit der Angelegenheit zusammenhing. Wenn sich der Gutsherr für dieses Buch begeisterte, so war als Folge vorauszusehen, daß ein neuer Mann heraufkam und es fremde und unerlaubte Ehrungen in Görlitz gab.

All dies schien unerträglich, raubte ihm den Raum, den er so gerne völlig einnahm und so war im Augenblick nichts anderes möglich, als mit den schärfsten Machtmitteln, die zu Gebote standen, diesem gefährlichen Übel zu begegnen. Er wollte von der Sonntagskanzel herab und durch den obersten Rat den Ketzer vernichten.

* * *

Das Tagebuch des greisen Bürgermeisters Bartolomäus Scultetus, eines Freundes Tycho de Brahes, gibt über den weiteren Verlauf der Angelegenheit Aufschluß: 1613, den 26. Juli, ward Jakob Böhme, ein Schuster, zwischen den Toren hinter der Spitalschmiede, zum Ablohnen aufs Rathaus gefordert und um seinen enthusiastischen Glauben gefragt, darüber ins Stock eingesetzet und sobald durch Oswalden (den Türsteher) sein geschriebenes Buch in Quarto aus seinem Hause abgeholt, darauf er wieder aus dem Gefängnisse entlassen und ermahnt worden, von solchen Sachen abzustehen.

Richter hatte ihn also kurzerhand beim Rat verklagt und es erwirkt, daß er vor das hohe Gericht geladen, eine Zeitlang eingekerkert und ihm endlich die Schrift abgenommen werde. Doch damit wars nicht genug. Am folgenden Sonntag wetterte er von der Kanzel der Peterskirche gegen ihn, der Name des armen Sünders hallte an ihren riesigen gotischen Wölbungen wider und ward so recht dem zahlreich erschienenen Volk eingeprägt. Am Dienstag aber zitierte er ihn ins Pfarrhaus und examinierte ihn ernsthaft nach seinem Bekenntnis. Er mußte endlich geloben, bei seinem Leisten zu bleiben und das Bücherschreiben für alle Zeit zu lassen.

Wer die Empfindlichkeit dieses so tief im beschaulichen Bereich der Mystik heimischen Mannes und die riesige Macht seiner Schriften kennt, kann den Abgrund ungefähr ermessen, in den er durch dies ungeahnte Geschick plötzlich gestürzt war. Man hatte ihn zerstört, ausgelöscht, ihm überhaupt keine Gelegenheit einer Verteidigung gelassen, wie man eben gegen toll gewordene Handwerker zu verfahren pflegte. Und so geschah es, daß wirklich damals: alle Sturmwinde über ihn brausten, alle Bäume und Berge über ihn fielen.

Und dennoch fand er Rettung vor dem „Treiber", den das unvollendete Büchlein so sehr ärgerte, daß er hohe und niedrige Angehörige der Stadt gegen ihn hetzte. Es war das liebende Herz Gottes, in das der Verzweifelnde sich einschwang und darin er sich fest verschloß: Jesus Christus.

* * *

Als Jakob Böhme viele Jahre später über diese Zeit nachdachte, begriff er, daß ihre Leiden notwendig gewesen waren: Gott hatte den Primarius zum Treibhammer gemacht, der das Werk mußte treiben. Sein Lästern ist meine Stärke und Wachsen gewesen, durch sein Verfolgen ist mein Perlein gewachsen, er hat es herausgepresset .... Doch von der inneren Sammlung abgesehen, die das nun folgende Schweigen mit sich brachte, wirkte die Gewalttat noch in anderer Weise fördernd. Er verwies gern auf den sonderbaren Widerspruch, daß die größte Liebe des Primarius ihn nicht besser hätte im Land bekannt machen können als sein Zorn. Der Fall Böhme wurde zu einem neuen Schlag, den das Luthertum gegen die Mystiker geführt hatte, und so war es nicht verwunderlich, wenn sich alles, was auf der Gegenseite stand, nun um ihn scharte. Gelehrte und Adelige suchten seine Bekanntschaft und schrieben ihm.

Grab in der Ferne

Von Georg Mahlich

Du warst mir Freund? — Denk ich der Sterne,
Die über deinem Grabe ziehn,
Bist du mir gänzlich fremd und ferne.
Erinnr' ich mich der Wolkenbürden,
Ankündend breit das nahe Meer,
Die mir das Herz erdrücken würden,
Faß ich nicht, wie du dort zu rasten
Und stets zu tragen nur vermagst
Der weiten Eb'ne tiefes Lasten.
Ach lägest du in unsrer Erde!
Der liebevollen Hügel Schwung
Erleichtert singend die Beschwerde.

Der Blick des Tieres

Novelle von Georg Mahlich

Gebräunt und von dem wohligen Rausch benommen, der nach dem Wandern in Sonne und Bergwind durch die Sinne rinnt, stieg der Arzt mit seiner jungen Frau zu Tal. Sie hatten sich auf's Geratewohl den ersten besten Wegen, die nach unten führten, anvertraut. So kam es, daß sie den Wald verlassend, sich an einer unbekannten Stelle befanden und den Kurort nicht sehen konnten, dessen bewegtem Treiben sie für den Nachmittag entflohen waren. Das Haupttal, in dem es lag, war noch von dem erlenbestandenen Rand einer kleinen Hochfläche verdeckt, die hier das Gefälle des Berges aufhielt. Den Reiz der ungewissen Lage und der so verlängerten Einsamkeit auskostend, tauschten sie ihre Meinungen über die Richtung des Ortes, und als sich jeder gründlich und für den anderen eindeutig genug auf seine Bestimmung festgelegt hatte, war die Stelle, die dem scherzhaften Streit die Entscheidung versprach, fast erreicht. Bald nahm

sie das Randgebüsch auf, in dem der schmale Pfad nur noch eine kurze Krümmung beschrieb, bis sie vor einer Bank hart am Rande des steilen Abhanges standen.

„Wir haben uns beide getäuscht", rief die Frau, „Karlstal liegt weder südwestlich noch west-nord-westlich, wie du so überaus gescheit bemerktest, sondern genau im Westen. — Übrigens waren wir hier schon einmal. Kennst du den Platz wieder? Es muß noch eine Stunde Weg von hier sein."

„Freilich erkenne ich ihn, und ich finde es", setzte er lächelnd hinzu, „von ihm sehr lieb, daß er so um unseren Ehefrieden besorgt war und keinem Recht geben wollte."

„So seien wir dankbar und rasten wir ein wenig! Sieh', der Blick hier lohnt schon ein Verweilen."

Über der weiträumigen Berglandschaft wechselte schon das schöne sachte Spiel der Abendfarben. Lange vergaßen sie sich dabei, bis plötzlich eine Unruhe die Frau befiel. Etwas in der nächsten Nähe schien sie zu verwirren.

„Muß nicht hier jenes schreckliche Kreuz sein? — Schau dort zur Rechten! Wir übersahen es vorhin, weil es so hoch steht."

„Das schreckliche Kreuz? Warum denn schrecklich?"

„Erinnerst du dich nicht? Man erzählte uns doch, ein Engländer habe da seinen Hund begraben und es über ihm errichten lassen."

Er sagte nichts, sondern betrachtete nur das große, rohgefügte Kreuz, das auf einem quaderförmigen Steinsockel stand. — Sie war irgendwie befremdet, daß er nichts äußerte.

„Ein Kreuz auf einem Hundegrab, ist das nicht eine Lästerung? — Doch vielleicht war der Mann eben verschroben. Immerhin —"

„Das werden viele Vernünftige zu seiner Entschuldigung angenommen haben, indes könnte doch sein, daß er gar nicht verschroben war und etwas ganz Richtiges meinte."

„Etwas Richtiges?" Sie zog die Brauen hoch. Eine Falte trat auf die klare Stirn, gerade und streng; doch die Augen deuteten eher auf geheime Ängstlichkeit, als fühlte sie etwas, woran man nicht rühren darf, bedroht.

Er nahm ihre Hand in seine dunkle, warme.

„Wohl etwas Richtiges. Warum sollten denn die Tiere nicht unter einem solchen Zeichen stehen dürfen? Aus welchem Grunde möchtest du ihnen das verbieten?"

„Ich denke, Fred, meine Gründe sind zu einfach, als daß ich sie erklären müßte. Schließlich sind es — ich bin dessen sicher — dieselben, die dich vor allem abhalten würden, ein Gleiches zu tun wie jener Lord." — Und ihrer Miene nach zu urteilen, betrachtete sie nunmehr das Gespräch als beendet.

„Ich verstehe: indem du dich auf unsere Einigkeit berufst, glaubst du, mir alle Waffen aus der Hand zu schlagen. Nur setztest du solche, da ja unsere Einigkeit von vornherein

da war, ganz irriger Weise voraus; ich sprach nur von etwas, das deinem Gefühl ebenso nahe liegen dürfte wie dem meinem."

„Inwiefern ebenso nahe?" — Ihre Stimme klang jetzt, da sie, zwar ein wenig zweifelnd noch, zu ihm aufsah, schon beruhigter.

„Du kennst noch nicht die Geschichte von Horand, dem Lieblingshunde meines Vaters?"

„Nein, du sprachst nie davon."

„Erst, Liebe, nimm meinen Arm und komm; denn es beginnt kühl zu werden. Im Gehen erzähle ich dir."

*

„Wir haben ihn lange gehabt. Kenner lobten seine Schönheit und Rasse, und mein Vater war auf seinen Stammbaum sehr stolz. Doch das alles ist für unsere Geschichte ohne Bedeutung. Sie spielte in der letzten Zeit, da wir noch in Königswalde lebten. Wenn ich an Königswalde denke, sehe ich ihn immer neben mir. Es gab keinen Weg, auf dem er mich nicht begleitet, kein Erwachen am Morgen, das er nicht mit Spannung vor meinem Bett erwartet hätte. Alle Tage wiederholten sich dieselben Dinge, die deshalb doch nichts von ihrem Reiz einbüßten: seine Freudenausbrüche, die drei oder vier immer wieder von ihm geforderten und mit großer Geduld geübten Künste und seine gutgespielte Raserei, wenn ich unter den Jagdtrophäen in unserer kleinen getünchten Halle im Treppenhaus auf die Birkhähne zeigte. Allemal, wenn ich mir den väterlichen Unwillen zugezogen hatte, hielt er zu mir und ließ die Ohren hängen, genau so lange, bis die Spannung gewichen war; denn dafür hatte er ein sehr sicheres Gefühl. Der schlimmste Augenblick des Tages war es für uns beide, wenn ich am Morgen fortmußte, dann spielte sich jedesmal die gleiche laute Szene ab. Gelang es ihm, darnach heimlich aus dem Hause zu entwischen, so hatte er mich bald eingeholt und begleitete mich den weiten Weg bis zur Stadt. Du wirst fragen, was er dort während meines Unterrichtes getrieben hat, nun er hat eben gewartet. Manchmal drang er mit Erfolg in die Schule ein und stand, wenn die Pause begann, wedelnd vor der Klassentür. Er bekam dafür oft Schläge, allein das änderte nichts an seinen Grundsätzen; wir blieben unzertrennlich, die Einsamkeit hatte uns zusammengeschmiedet.

Denn wir waren viel allein. Mein Vater fuhr bald dahin, bald dorthin zum Rennen, und es schien eine innere Unruhe zu sein, die ihn häufig unversehens auf weite Reisen trieb — ganz im Gegensatz zu seinem kleinen seßhaften Sohn, der wunschlos zu Hause blieb. Ja, es war, als sei ich das seßhafteste Wesen von der Welt. Die gewohnte ländliche Umgebung, die Tiere, Bäume und Früchte, der stille Übergang der Jahreszeiten füllten mein Dasein gänzlich aus. Um mich waren lauter Tatsachen, die nicht täuschen

konnten, und alle übernommenen Begriffe saßen für immer fest. Die veränderte Umgebung der Unterrichtsvormittage, die zu manchen Fragen hätte Anlaß geben können, hinterließ keinen Eindruck, ich vergaß sie stets mit dem Augenblick, da ich ihr den Rücken kehrte. Ich stand damals in den Jahren, da es unter meinen Kameraden schon Gewohnheit wurde, an dem Verschiedensten zu zweifeln und sich mit anspruchsvoller Geste unerhört neuen Anschauungen zuzuwenden. Was bekümmerte das mich? Ich hielt mich ohne viel Umstände an die Wirklichkeit, die mich stets dieselbe dünkte. Die Ordnung der Pflichten und Arbeiten, die ich um mich sah, die Lebensgewohnheiten jedes Einzelnen, die Worte, die er sprach, die einfachen Gebete der Bauern in unserer kleinen Kirche, alles war festgefügt und hätte nicht anders sein können, als es war.

Aber einmal war es doch, als sei ich gar nicht der Seßhafte, der ich schien, und als sollte alles das seine Geltung verlieren.

Es war ein Juniabend, duftend und voller Stimmen wie der heutige. Ich saß mit Horand im Bücherzimmer. Nicht der Bücher wegen; wir wählten den Platz, an den wir uns abends zurückzogen, stets ganz willkürlich. Unter den offenen Fenstern standen die Rosen in Blüte, das Heu der Parkwiesen duftete, und von den Wirtschaftsgebäuden drang ab und zu ein verlorener Laut herüber. Vereinzelt schlugen schon in entfernteren Gehöften die Hunde an und meldeten, daß einer über die Dorfstraße ging. Dann merkte Horand auf. Doch er pflegte sich in solchen Fällen nie über das Maß zu äußern, es mußte denn sein, daß auch mich die Sache beschäftigte. Jetzt lag er genau mitten auf dem roten Beludschistan, weil ich das verlangt hatte, und ich saß ihm gegenüber in einem hochlehnigen Sessel und sah müßig hinaus.

Da geriet plötzlich etwas in mir ins Wanken. Die Bäume draußen sahen mich anders an als sonst. Ich erkundigte mich erstaunt bei den Gegenständen im Zimmer, ob sie das Gleiche tun würden, und sie verhielten sich ebenso. Ich kann das nicht genau beschreiben, ich weiß nur: sie zogen sich mit aller Bestimmtheit und auf das empfindlichste in sich zurück. — Nicht lange, und die Aveglocke läutete, die eines Nachbardorfes fiel in der klaren Luft stiller mit ein. Ich horchte. Der Klang war mir nicht wie sonst die Stimme unserer Erde, unserer Hügel, er tönte ganz beziehungslos für sich hin.

„Was mag das nur sein?" — dachte ich —, „es ist gerade so, als habe es damit gar keine Bewandnis. — Am Ende ist es überhaupt nicht." Mit einem Mal fühlte ich etwas von der Unrast meines Vaters. „Vielleicht ist es noch das Beste, einfach fortzugehen und nirgends zu bleiben."

Große fremde Architekturen tauchten vor mir auf und wechselten mit Alpenzinnen, Fjorden tief einschneidend in massiges Land, Inselriffen, die sich schwer und unerhört

wirklich aus dem Meere hoben. — Doch was konnte selbst das Alles nützen, wenn es sich mir gleichfalls verschloß, um nicht mehr als bloßer Eindruck zu sein?

Unmerklich war Horand zu mir geschlichen und hatte den schmalen Kopf an meine Füße gelehnt. Ich wollte ihn abweisen; aber dann fand ich es ganz gleichgültig, ob er bei mir war oder nicht.

„Wenn es aber nichts gibt außer mir in dieser weiten Leere —" suchte ich weiter zu folgern.

Der Hund knurrte in sich hinein, es klang klagend.

Ich unterbrach mich, fast möchte ich sagen, aus Höflichkeit, und wies ihn auf eine träge summende Fliege. „Horch, Horand! summ summ!"

Gewöhnlich war er gerade dafür sehr zu haben; er legte stets seinen Stolz darein, den Fliegen aufzupassen und sie plötzlich mit großem Geschick zu schnappen, nicht ohne dabei einen selbstgefälligen Seitenblick auf mich zu werfen. Doch diesmal überhörte er es einfach und rührte sich nicht vom Fleck. Ich stieß ihn fort. Er gab nur schwerfällig meinem Fuße nach, um gleich wieder bei mir zu sein.

„Und Gott? — strengte ich mich an, — „wie ist es dann eigentlich mit ihm? Wenn man sich selbst von diesem allen so wenig überzeugen kann, wie soll man dann erst seiner sicher sein?"

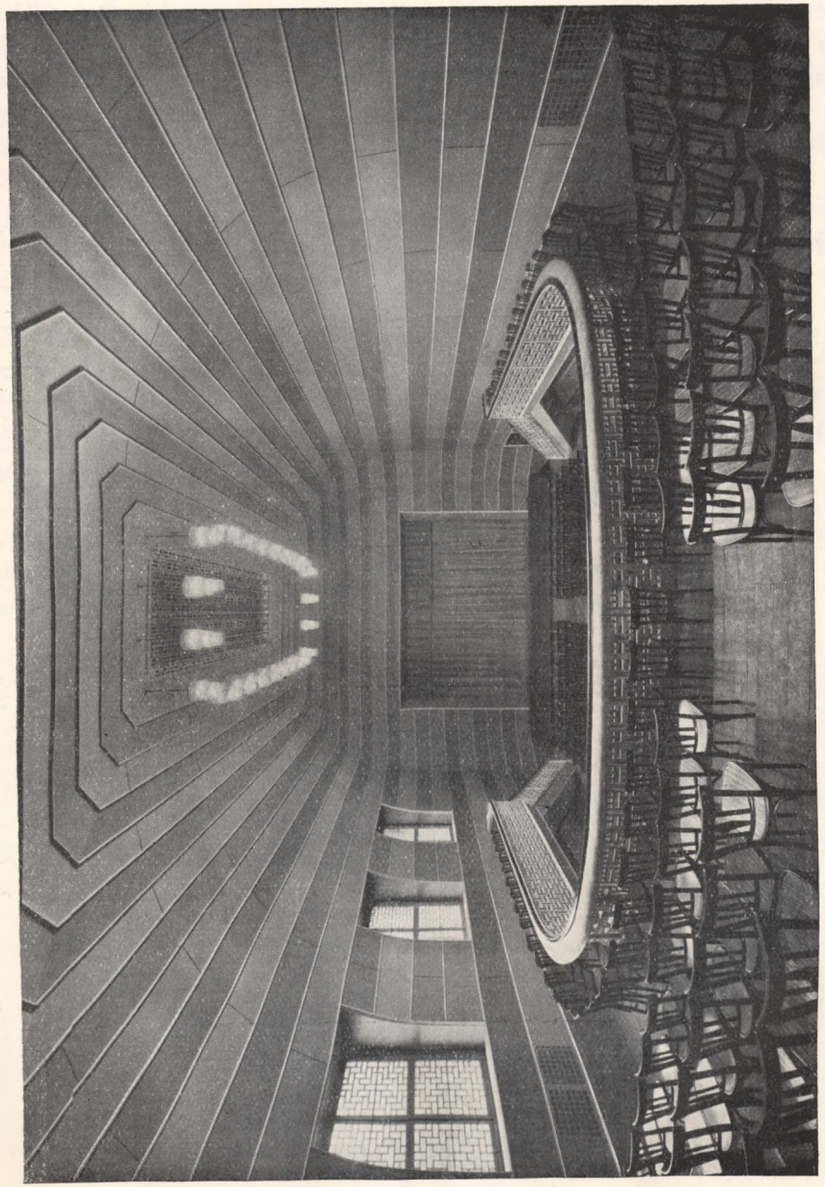
Diesen Gedankengang, so kurz und erstmalig er war, vollzog ich mit eigentümlicher Deutlichkeit, und ich war, obwohl ich dabei die Empfindung eines tiefen, unaufhaltsamen Fallens hatte, bereit und kühl genug, alles, was sich nicht halten ließ, der Sicherheit halber aufzugeben.

Da drängte Horand höher. Er preßte sich dicht an mich und schob mir den Kopf in die Achselhöhle, als meinte er: „Das mit dem Nichtsein kann nicht stimmen. Bin ich etwa nicht?"

Ich fühlte seinen Herzschlag und seinen feuchtwarmen Atem. Schließlich sprang er ganz zu mir herauf und sah mir ins Gesicht, mit so seltsamen Augen, den Augen der ganzen Schöpfung. Er lag schwer auf mir und sah mich an, lange, eindringlich, bis der letzte Zweifel geschwunden war.

„Mein Gott!" dachte ich — nein, ich dachte nicht, diese beiden Worte erfüllten mich vielmehr wie ein Ruf, der aus einem Felstal keinen Ausgang findet und an seinen klingenden Wänden immer von neuem ruft — und ich wußte nichts, als den Hund mit beiden Armen fest an mich zu drücken.

Es war, als habe er damit seine Schuldigkeit getan. — Als ich wenige Wochen später eines Mittags heimfuhr, kam mir ein Bursche verstört entgegen: „Junger Herr, der Horand ist seit heute früh fortgeblieben." Wir suchten den ganzen Tag lang und fanden ihn erst gegen Abend in einer tiefen mit Wasser gefüllten Grube, in der er nach ver-



Umbau des Konzerthaussaales in Beuthen O/Schl. Prof. Hans Poelzig, Berlin

geblichem Kampfe umgekommen war. Unsere Leute bangten sehr, was der Vater, der sich damals wieder auf Reisen befand, sagen würde. Ihre Furcht war umsonst, er hat nichts davon erfahren; denn er kehrte nicht mehr zurück. Kurz darauf kam Königswalde unter den Hammer.

Das Übrige weißt du. — Doch daß ich damals, als man soviel über seinen rätselhaften Tod sprach, an meinem Vater nicht irre wurde, daß mitten aus dem verwöhnten, stillen Jugendreich gerissen mein Herz nicht wankte, sondern seinen Weg fand in ein neues Leben und zu dir, Liebe, das alles danke ich Gott und einem unvernünftigen Geschöpf, einem Hunde.

*

Es war über der Erzählung dunkel geworden, und die junge Frau hatte ihren Arm schwerer auf den des Gatten gelegt.

Später, als sie durch ein kleines offenes Tal schritten, sagte sie: „Hör' die Grillen, Fred! Sie läuten immer den einen Ton, und doch ist das soviel, so sehr viel, daß man es nie ganz faßt."

„Wie meinst du das?"

„Sie singen, so ist es mir, von einem großen Ring, in dem wir stehen, von einer unendlich guten Einheit. — Doch was sage ich da! Ach, ich weiß so wenig."

„Und doch", sprach er beglückt, „wer könnte mehr und Besseres wissen!"

Herbst

Von August Scholtis-Gleiwitz

Ein Ahnen krümmt,
Vom Firmament geflogen,
Die Bauernrücken zum ererbten Fluch.

Die Erde formt schon aschgrau ihre Wogen
Und auch mein Antlitz klebt voll Erdgeruch.

Im Horizont,
Da wühlen sie und retten
Die letzten Früchte, die im Sturme fliehn.

Die Wiesen schrumpfen schon in ihre Betten
(Mit kreuzgestirnter Wallfahrt möcht ich heimwärts ziehn.)

Ich schweife
Wie ein langer Silberfaden
Mit allen diesen Sächelchen umher.

Und flintengleich ist meine Seel' geladen
Doch meine Hände sinken, beuteleer.

Jungbrunnen

Von Fritz Lischka

„Warum brennt der Himmel, wenn die Sonne schlafen geht?“ — Die klaren Augen meines Jungen blicken mich fragend an.

Unwillkürlich muß ich an jene Prüfungsstunden denken, die mich jetzt nur noch wie schwerer Alpdruck quälen, wenn sie sich in mondhellen Nächten auf meine Träume legen. Dann sehe ich zwei stahlgraue Augen, die mich durch scharfe Gläser wie höhnend anstarren, als wollten sie sagen: „Siehst du, mein lieber Prüfling! Du stehst zwar im schwarzen Rock, mit weißer Binde vor mir; aber ich werde dir beweisen, daß du nichts weißt!“

Der Mund formt eine Frage. Aus Sonnenfernen kriecht die Frage an mich heran, windet sich wie ein Pfropfenzieher durch den Gehörgang, sticht durchs Trommelfell ein winziges Loch, und wie Trompetenton des jüngsten Gerichts dröhnt es durch meinen überhitzten Prüfungsschädel: „Welches ist Ihre Ansicht über die kindliche Seele?“

Dann tritt mir regelmäßig der Schweiß auf die Stirn bei dem Gedanken, daß seit Jahren die Ansichten und Behauptungen ungezählter Pädagogen in mich hineingestopft wurden, daß nach meiner Ansicht nie gefragt wurde, und daß sie stets falsch war, wenn ich so töricht gewesen, sie laut zu denken. — —

„Warum — Vater?“

Ich erwache. Das Traumbild verfliegt.

Der kleine Regierungsrat vor mir, der seine Augen in die meinen senkt, gibt mir meine Stärke wieder. Das liegt im Blicke; denn darin liegt der bergversetzende Felsenglaube: Du mußt es ja wissen — weil du mein Vater bist!

Also los! — Aber wie! —

Soll ich von wasserdampfreicher Luft erzählen, die rote und gelbe Strahlen besonders „reflektiert“? —

In mir lacht eine Stimme recht würdelos über „wissenschaftliche Gedankengänge“.

Die forschenden Augen meines Jungen bohren sich in mich hinein. Wenn ich jetzt mit meinen Gedanken laut geworden — ich weiß, ja ich weiß, was gefolgt wäre. Der Prüfungsmann hätte ganz leise den Kopf geschüttelt und mich verschmitzt von der Seite angesehen. Und in den Kinderaugen ständen die schadenfrohen Lichter des Regierungsrats nächtlicher Träume: Sehen Sie, Prüfling — Sie sind vollständig leer! Eine glatte Fünf! —

Und nun habe ich den Weg gefunden. Ich steige hinunter — oder hinauf — immer weiter, werde immer jünger, bis ich als kleiner grübelnder Knirps ins Abendrot gucke, und meine vierjährige Seele auf Forschungsreisen in die leuchtende Glut segelt. Und

nun kann ich in die erwartungsvollen Blicke tauchen, die eine Antwort verlangen, und in deren Tiefen der Wunsch flammt: Ich will eine Geschichte!

Von Seele zu Seele spinnen sich Fäden, und auf dieser zarten Brücke wandelt das Märchen.

„Die große Sonne muß schlafen gehen. Der Meister, der sie gemacht hat, hat es befohlen. Aber sie will nicht. Sie ist noch gar nicht müde und möchte am liebsten die ganze Nacht in unsere Stube schauen. Da sagt der liebe Gott zu den kleinen Engeln: „Holt die Sonne ins Bett!“ Und viele tausend Jungen und Mädel rennen über den Himmel und fassen die Sonne an ihren Lichtarmen, packen lustig an und ziehen. Die Sonne klammert sich mit ihren Strahlenfingern an die Erde an und stemmt sich und lacht: „Ihr kleinen Kerle könnt ja nicht!“ Hunderttausende kommen noch hinzu und helfen. „Mutter Sonne, du mußt, ja — du mußt!“

Und sie stoßen und ziehen und reißen, daß ihnen heiß wird und sie ganz flammrote Köpfe kriegen. Sie prusten und ihre Gesichter glühen vor Eifer. Die Sonne ist heiß, und die Last ist schwer. Aber sie lassen nicht locker, sie wollens schaffen.“

Mein Kleiner ist ganz dabei.

„Wenn ich Muttel auf dem Schlitten durch den Schnee ziehe — und sie will nicht,“ lacht er, „da wird mir auch heiß und ich habe einen roten Kopf“.

„Ja, so ists Junge! — Die kleinen blonden Köpfe drängen sich dicht aneinander, und weil sie so weit weg von uns sind, sieht man ihre hellen Augen und die winzigen Stupsnasen nicht. Der ganze Himmel ist rot. Ein kugelrundes heißes Gesicht am andern!“

Der Bube unterbricht mich. „Wie bei der roten Grütze, Vater, da sieht man auch die Körnchen nicht.“ —

„Die Engel sind doch stärker als die Sonne. Sie ist den krausen Wuschelköpfen auch gut und freut sich über ihre Mühe.“ Ihr tollen Racker seid doch stärker,“ jammert sie durch das Gekicher der stoßenden und zerrenden übermütigen Geister. Dann gibt sie nach und kugelt langsam vom Himmel in ihr Bett hinter der Erde; in das schöne, weiche Bett, daß ihr die Nacht zurechtgemacht hat.“ —

Der strenge Herr Regierungsrat ist befriedigt und freut sich, daß die Sonne eben in ihr Bett steigen muß.

Meine Augen lösen sich vom Fenster.

„Jetzt ist sie drin,“ sagt er. „Bloß die Engel sind noch da mit ihren roten Backen. Ich sehe auch die Augen. Siehst du sie auch — Vater?“ Ich schaue angestrengt hin, und wirklich — ich sehe sie!

Und meine Seele, die langsam wieder altert und zurückgleitet ins Streckbett der Jahre, faß eine reine kindliche Freude. Sie hat bei dieser Prüfungsarbeit wieder einige Lebensrunzeln verloren.

Preisausschreiben der Gemeinschaft jungoberschlesischer Dichter

Vor längerer Zeit haben sich in aller Stille in Beuthen O/Schl. eine Anzahl Leute zusammengefunden, die bei ihren Zusammenkünften einander ihre Arbeiten vorlasen, kritisierten und sich durch Vorträge und Lektüre weiterzubilden suchten. Es war eine lose Gemeinschaft ohne feste Statuten; auch die Zahl der Anwesenden wechselte. Zweimal traten sie mit eigenen Arbeiten an die Öffentlichkeit und fanden dabei reiche Anerkennung.

Aus dieser Gemeinschaft hat sich ein kleiner Kreis herauskristallisiert, eine Handvoll junger, idealgesinnter Leute, deren Streben anerkennenswert und deren Idealismus bewundernswert ist. Um untereinander ihre Kräfte zu messen, veranstalteten sie in diesem Jahre ein Preisausschreiben, für das der Landeshauptmann erfreulicher Weise RM. 200.— stiftete. Schon im voraus wurde aber bestimmt, daß die ausgesetzten Preise nicht dem Sieger zukommen, sondern für eine Anthologie verwendet werden sollten, in der man die besten Arbeiten zusammenzustellen gedenkt.

Es war ein besonderer Preis für Poesie und einer für Prosa ausgesetzt und eine Anzahl Herren aus Oberschlesien als Preisrichter bestimmt worden. Die Eingänge waren nicht eben zahlreich. Will man sein Urteil darüber zusammenfassen, kann man sagen, daß sich in diesen Arbeiten ein durchaus ernstes Streben offenbarte. Gewiß war nicht alles mustergültig, aber man erkannte doch in den Arbeiten Gewandtheit im Gebrauch des Versmaßes, hie und da auch Tiefe des Empfindens, dazu nicht wenige glückliche Neuschöpfungen von Wortbildern und wohl auch eine gute Beobachtung des Lebens. Es ist nicht eben verwunderlich, daß bei diesen — immerhin noch jungen — Leuten der Weltschmerz und die Melancholie noch vorwiegt, daß die Sprache nicht überall so gepflegt ist, wie es wünschenswert wäre, und daß auch hie und da die Sprachkraft noch nicht ausreicht, die tiefen Lebensprobleme dichterisch formvollendet zu gestalten. Man erkennt auch noch die Vorbilder, an denen man sich geschult hat und vielleicht auch — natürlich genug — einen gewissen Mangel an Lebenserfahrung. Diese Ausstellungen bedeuten durchaus keinen Tadel, weil bei dem unverkennbaren starken Arbeitswillen, der alle beseelt und zur Selbstvervollkommnung treibt, zuversichtlich zu hoffen ist, daß diese Mängel im Laufe der Zeit verschwinden.

Die kleine Gruppe bildet zwefellos einen Kern im literarischen Leben Oberschlesiens, der sich zu einem fruchttragenden Baume entwickeln kann. Hoffentlich übt die Gemeinschaft bei der Herausgabe der Anthologie, die wohl noch vor Weihnachten erscheinen wird, strenge Selbstkritik, sodaß nur das Beste aufgenommen wird, damit ihr Streben auch in weiteren Kreisen Anerkennung verdient.

Dr. Reinelt-Beuthen.

Hoffnung

Von Käthe Braun-Prager

Vielleicht, daß du nach Jahren
mich endlich wiederschaust
und erst mit weißen Haaren
in Freundschaft mir vertraust,
dann hab ich all die lange Zeit
doch nicht umsonst geharrt.
Vergessen wird Vergangenheit
vor deiner Gegenwart.

Dann sitzen wir zusammen
beim rötlichen Kamin
und sehen, wie die Flammen
die Kohlen überglühn.
Dann Stille. Unser Herzschlag tönt
viel leiser als die Pendeluhr.
Doch unsere Blicke, ausgesöhnt,
sind klar und mild und lächeln nur.

Münzenfunde im Kreise Cosel

Von Alexander, Cosel O/Schl.

Die Zeitschrift „Oberschlesien" Jg. 16, 1917/18, S. 143 berichtet bereits von einem Münzenfund in Kobelwitz b. Cosel O/Schl. Damals fand der Häusler Rubin auf seinem Acker einen mit ungefähr 600 Münzen gefüllten Topf. Einige Stücke tragen die Jahreszahl 1625. Da 1627 die Mansfelder Oberschlesien brandschatzten, hat man annehmen können, daß in jenen Tagen der Schatz von dem Besitzer in der Erde verborgen wurde, um ihn feindlicher Plünderung zu entziehen.

Leider ist s. Zt. um die Erhaltung dieses Münzfundes nichts beigetragen worden. Wenn auch dieser Fund an und für sich weniger wertvoll war, hätte er doch für die junge Coseler Heimatsammlung besondere Bedeutung haben können.

Ende Mai d. J. wurde in Kobelwitz wiederum ein ansehnlicher Münzenfund ausgehoben. Beim Ausroden eines Obstbaumes im Garten der Frau Anna Tkoczyk fand man einen Topf mit einem Dukaten und 119 Silbermünzen.

Die Goldmünze ist ein belgischer Dukat mit der Jahreszahl 1739. Die Hauptseite trägt folgende Inschrift: MO. ORD. PROVIN. FOEDER. BELG. AD. LEG. IMP. = MONETA – ORDINUM – PROVINCIARUM — FOEDERATARUM BELGICARUM AD LEGEM IMPERATORIS (Münzen der Stände der verbündeten belgischen Provinzen nach dem Gesetz des Kaisers). Die Rückseite zeigt das Gepräge eines stehenden Ritters mit einem Schwert mit folgender Umschrift: PAR. CRES. HOL. CONCORDIA RES. = HOLLANDIA · CONCORDIA RES PARVAE CRESCUNT (Durch Eintracht wachsen kleine Dinge). [Deutung der Abkürzungen nach Prof. H. Seger].

Die Silbermünzen tragen das Münzbild dreier verschiedener römisch-deutscher Kaiser.

1. Kaiser Leopold 1657—1705.

15 Kreuzer:	1664 — 1674 — 1675 — 1704	4 Stück
6 Kreuzer:	1665 — 1671 (2) — 1672 — 1674 — 1675 (2) — 1676 — 1678 (2) — 1681 — 1689 — 1691 (2)	14 „
3 Kreuzer:	1664 — 1668 (2) — 1669 — 1670 (4) — 1689 — 1693 (4) 1694 — 1695 (4) — 1696 (10) — 1697 (6) — 1698 (3) 1699 (5) — 1700 (3) — 1701 (2) — 1702 (2) — 1703 1704 — 1705 (4) — ohne Jahreszahl (1)	56 „

2. Josephus-Joseph I. 1705—1711.

3 Kreuzer:	1706 (7) — 1708 (5) — 1709 (2) — 1710 (7) — 1711 (4) ohne Jahreszahl 1	25 „

3. Karl VI. 1711—1740.

6 Kreuzer:	1740	1 „
	mit einem Frauenbildnis 1730; wahrscheinlich das Bildnis der Gemahlin Karl VI. Elisabeth Christine † 1750	1 „
3 Kreuzer:	1712 (3) — 1713 (2) — 1714 — 1716 — 1718 — 1721 (2) 1722 — 1723 — 1727 — 1729 — 1734 — 1739	16 „
6 Kreuzer:	Jahreszahl: 1676, Bildnis: Carolus	1 „
		Summa 119 Stück

7 Münzen zeigen auf der Rückseite die Madonna mit dem Kinde.
Sämtliche Münzen — 3 Stück durchlocht — sind fast durchweg gut erhalten. Das Gefäß, in dem die Stücke aufbewahrt waren, ist ein Tontopf gewesen. Dasselbe ist leider vollständig zerschlagen. Der Münzfund ist insofern sehr bedeutungsvoll, da derselbe in der Gesamtheit dem Coseler Heimatmuseum zur Verfügung gestellt worden ist. Besonderen Dank für die Rettung desselben gebührt der Familie des Hauptlehrers Malcherek, Kobelwitz.
Noch ein zweiter Münzenfund ist im Kreise Cosel im Januar d. J. gehoben worden. Beim Aufreißen der Grundmauer der alten Brauerei des Freiguts- und Braureibesitzers Wünsche in Reinschdorf stießen die Arbeiter auf die Münzverwahrstelle Die Münzen befanden sich in einem Säckchen, das vollständig zersetzt war, und diese auseinanderfielen. Leider konnte nicht festgestellt werden, wieviel Stücke es waren, weil jeder Arbeiter einen Teil an sich nahm, und der andere Teil dem Besitzer abgegeben wurde. Das Coseler Heimatmuseum erhielt auf Ansuchen nur 8 Exemplare.

Münzbildnisse:

1. Siegismund III., König von Polen 1587—1632.
   6 Groschen: 1623 — 1625 — 2 Stück
2. Kaiser Ferdinand II. 1619—1637.
   3 Kreuzer: 1624 — 1626 (2) — 1628 — 1630 — 5 „
   1 Gröschel: 1624 — 1 Stück

Der Wert der Münzen beider Funde ist gering, da s. Zt. ungeheure Massen solcher Stücke geprägt und geschlagen worden sind. Jedoch haben diese für Schlesien, besonders aber für den Kreis Cosel eine geldgeschichtliche Bedeutung, weil sie den Geldumlauf in Coseler Landen zur Anschauung bringen.
Es wäre wünschenswert und sehr zu begrüßen, wenn derartige Funde aus Stadt und Kreis der Coseler Kreis- und Heimatsammlung in der Gesamtheit zur Verfügung gestellt werden würden.
Benutzte Quellen: Altschlesien Bd. 2 Heft 1. — Der Münzensammler von Dr. Hans Brendicke.

Im Wind

Von Marie Barsch-Muthreich

O Hügel im Hauch der nahen, unnahbaren Nacht,
wenn blau die Venus blüht aus dem Gipfelgeäst,
die Grillen so laut sind, der Kauz die Kiefern verläßt,
und der Mond bei den Salamandern im schwarzen Wasser erwacht!

Ich habe mein Haus an den Wald in den Wind gestellt,
und des Bären Sternbild hebt sich erleuchtet über uns hin.
Es gibt soviel Tod, soviel Klage und Schuld in der Welt,
und meine Sünde ist, daß mir der Sommer gefällt,
und daß ich mit meinem Herztrauten verzaubert und gar so beseliget bin.

Sportliche Rundschau

Von Rudolf Gollasch, Lamsdorf

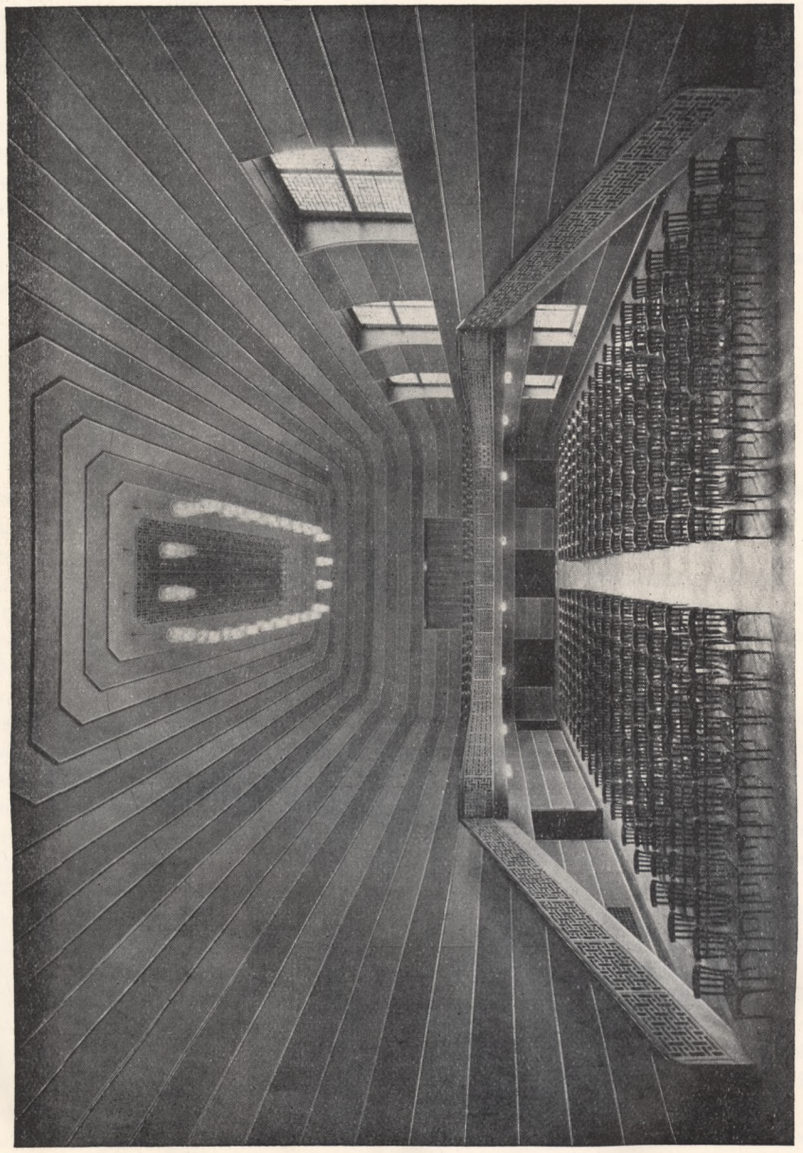
Das 14. deutsche Turnfest in Köln und die 9. Olympischen Spiele in Amsterdam gaben dem Hochsommer 1928 das Gepräge. Mehrere Oberschlesier kehrten mit dem Siegerkranz geschmückt aus Köln heim und wurden von den Daheimgebliebenen mit der gebührenden Begeisterung empfangen. Unter den Auserwählten, die der deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen nach Amsterdam entsandte, war kein Oberschlesier. Wir nahmen aber teil an der Freude, die den Breslauern und dem ganzen Südosten wurde, als die aus Süddeutschland zugezogene Frau Radke die erste und einzige olympische Goldmedaille in der Leichtathletik nach Hause brachte. Frau Radke, die auch in Oberschlesien keine Unbekannte ist, wird stets einen besonderen Platz in der Sportgeschichte einnehmen, da der 800 m-Lauf, in dem sie erste Siegerin wurde, in Zukunft nicht mehr auf dem olympischen Programm stehen soll.
Oberschlesien hat vor einigen Wochen einen Prestigeverlust erlitten durch einen Vorfall, der zwar weiteren Kreisen unbekannt blieb, dessen Ursache, die Sportplatznot, jedoch die Schwierigkeiten beleuchtete, mit denen der oberschlesische Sport zu kämpfen hat. Oberschlesien war nämlich in diesem Jahre an der Reihe, die Meisterschaften des Südostdeutschen Leichtathletikverbandes durchzuführen. Die zuständige Organisation, der Bezirk Oberschlesien in dem genannten Verbande, hatte das Stadion Beuthen als Austragsort vorgesehen. Das Stadion aber wurde nicht fertig und als man endlich mit der Veranstaltung in die einzig in Frage kommende Kampfstätte flüchten wollte, ins Neisser Stadion, da war dieses anderweitig vergeben und die Veranstaltung fand schließlich in Öls statt.
Die Fülle der sportlichen Veranstaltungen im Laufe des Sommers in unserem Heimatgebiet ist so groß, daß es mir dieses Mal gestattet sei, von einer Aufzählung und Erwähnung der einzelnen Ereignisse abzusehen. Dafür mögen einige kritische Ausführungen zur Entwickelung der Sportbewegung in den letzten Jahren hier Raum finden.*
Die Schwierigkeiten und Hemmungen, die die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse dem kulturellen Leben bereiten, wirken auch in der Sportbewegung. Und das umsomehr, als die Sportbewegung eine relativ junge Bewegung ist, die zweifelsohne noch nicht ausgereift ist, der — von der Turnerschaft und dem Oberschlesischen Spiel- und Eislaufverband abgesehen — noch die stetige Linie in der Entwickelung fehlt, weil es an dem gebricht, was man langjährige Tradition nennt. Die „Gründerjahre" liegen noch nicht weit genug zurück, brachte doch erst die Nachkriegszeit eine starke — allzu stürmische — Aufwärtsbewegung. In Oberschlesien wie anderwärts. Die Folge dieser überhasteten Entwickelung war eine arge Zersplitterung der Kräfte. Sie ist in Oberschlesien größer als im übrigen Reichsgebiet. Das Nebeneinander mehrerer Großorganisationen in der Sportbewegung, wie es im ganzen Reichsgebiet herrscht, muß für absehbare Zeit als gegeben und unabänderlich hingenommen werden. Es ist schon viel gewonnen, wenn es kein Gegeneinander ist. Eine Änderung muß u. E. auch darin von unten kommen. Es ist aber nicht nötig, daß man unten, also in der örtlichen Arbeit, einander das Wasser abgräbt. Es ist nicht nötig, daß an einem Orte ein halbes Dutzend von Sportvereinen besteht, weil es eben ein halbes Dutzend Großorganisationen im Sport gibt. Und in wie vielen kleineren Orten ist nicht neben einem schon bestehenden „Spielverein" ein „Sportverein" gegründet worden! Es ist darin schon manches wieder anders geworden, denn die Verhältnisse schreiten unbarmherzig über solche Miß-

* Die Schriftleitung enthält sich dazu einer eigenen Stellungnahme. „Der Oberschlesier" steht aber auch hier zu einer Aussprache, soweit diese in seinem Rahmen möglich ist, gern zur Verfügung. Ecz.

griffe hinweg. Bleibend ist nur das aus den örtlichen Bedürfnissen heraus Gewordene, nicht das in die Verhältnisse Hineingetragene. Es sind aber nicht nur an verschieden eingestellten Vereinen zu viele gegründet worden, sondern auch zu viele gleich eingestellte, also Brudervereine. Wenn an einem Orte ein Sportverein einer bestimmten Richtung so viele Mitglieder hat, daß er die sportliche Arbeit an ihnen nicht mehr schaffen, seine Aufgabe also nicht mehr erfüllen kann, dann ist es Zeit, einen zweiten Verein der gleichen Art zu gründen. Diesen Fall hat es in Oberschlesien aber noch nie gegeben.

Selbstverständlich rechtfertigen auch andre Gründe das Nebeneinanderbestehen von Vereinen der gleichen Art, und das Vorhandensein eines Bedürfnisses erweist sich ja durch die Lebensfähigkeit der Gründungen .Es scheint aber doch, als hätte man in der Gründerzeit des Guten zu viel getan. Und darunter leidet jetzt die Bewegung. Die Träger der Bewegung sind in erster Linie die Vereine und wenn die Vereine Existenzsorgen haben, dann ist eben etwas nicht in Ordnung. Und diese Sorgen sind sehr verbreitet. Dem einen Verein fehlt es an Führern, dem andern am Nachwuchs, allen aber fehlt es an Mitteln. Hier hilft nur eins: Zusammenschluß, Verschmelzung. Ich habe ein treffendes Beispiel vor Augen: In einer oberschlesischen Mittelstadt bestehen fünf Vereine der gleichen Richtung. Zwei davon können nicht leben und nicht sterben, den drei übrigen geht es auch schlecht. Ein Bedürfnis sehe ich nur für einen, höchstens für zwei. Und so ist es fast allerorten. Hier kann und müßte es anders werden.

Die Träger der Bewegung sind die Vereine, sagte ich oben. Bisher gab es nur Vereine, deren Mitglieder sich aus allen Schichten der Bevölkerung rekrutierten. Seit einigen Jahren aber gibt es sogenannte Behörden- und Firmen-Vereine, d. h. also Vereine, deren Mitglieder nur in den Reihen der Angestellten der betreffenden Behörde oder Firma zu suchen sind. Die ersten dieser Vereine bei uns waren die Polizei-Sportvereine und die Vereine, die die Reichswehrangehörigen unter sich gründeten. Polizei und Reichswehr haben Sonderaufgaben und so hat auch der Sport bei diesen Institutionen seine Sonderaufgaben zu erfüllen. Es ist also durchaus zu rechtfertigen, wenn hier besondere Sportvereine wirken. Etwas anderes aber ist es mit den übrigen Behördenvereinen und den Firmenvereinen. Hier muß wie bei allen anderen Gründungen nach dem allgemeinen Bedürfnis einer Neugründung gefragt werden. Das scheint aber in den seltensten Fällen vorzuliegen. Wie gesagt, der Fall, daß Sportbeflissene in den bestehenden Vereinen wegen Überfüllung keine Betätigungsmöglichkeit mehr finden, dieser Fall ist in Oberschlesien noch nie dagewesen. Wohl in Berlin und den andern Großstädten, in denen es Vereine mit hunderten und tausenden von Aktiven gibt. Dort mögen aus den tausenden von Angestellten einer Behörde die Sportanhänger sich zusammentun und dort mögen die Arbeitnehmer einer großen Firma den eignen Sportplatz der Firma bevölkern. Dort werden solche Vereine auch stets lebensfähig sein und andern nicht das Wasser abgraben. Bei uns aber sind solche Gründungen nur eben als „Gründungen" zu werten. Die Verhältnisse sind bei uns dafür noch lange nicht reif. Den Sportgedanken unter den Angehörigen einer Berufsgruppe zu fördern, dazu bedarf es nicht der Gründung eines eigenen Sportvereins. Es wäre wertvoller, unseren Sportvereinen, die noch lange nicht die Grenze ihrer Aufnahmefähigkeit erreicht haben und noch lange nicht erreichen werden, neue Kräfte zuzuführen. Und die alten Sportvereine, die Pioniere der Sportbewegung, haben es nicht verdient, daß man ihre Existenz gewissermaßen ignoriert. So freudig man das endlich wachsende Verständnis der Behörden für die Leibesübungen begrüßen muß, so sehr muß man es bedauern, wenn falsche Wege eingeschlagen werden und Bestehendes gefährdet wird. Welche



Umbau des Konzerthaussaales in Beuthen O/Schl. Prof. Hans Poelzig, Berlin

Gründe auch immer für die Gründung von Behördenvereinen ins Feld geführt werden, sie sind alle nicht stichhaltig, wenn sie nicht im Sportgedanken selbst liegen.
Hier scheint mir übrigens, als hätten die Sportorganisationen sich einer Unterlassung anzuklagen. Wenn die Behördenvereine Anschluß an die Organisation suchen, so liegt selbstverständlich kein Grund vor, sie nicht aufzunehmen. Sie haben Anspruch darauf. Die Organisationen aber und ihre Führer hätten ihren ganzen Einfluß, den die meisten tatsächlich besitzen, aufwenden müssen, um die neuen Lebenskräfte den bestehenden Vereinen zuzuführen.
Bei aller Zurückhaltung muß zum Schluß noch eins betont werden. Zweifelsohne kommt durch die Absonderung bestimmter Berufsgruppen im Sport ohne Not ein neues Moment der Zersplitterung in die heimatliche Sportbewegung. Und das ist gerade bei uns in Oberschlesien zu bedauern.

Das Glogauer Liederbuch

1. Teil: Ausgewählte Sätze, übertragen und eingeleitet von Heribert Ringmann. Im Bärenreiterverlag zu Kassel

Das Schicksal der alten Musik ist ein herrliches Zeugnis für die Unvergänglichkeit des Guten. Jahrhundertelang war sie vergessen und eben noch bloßes Steckenpferd der Historiker. Mit einem Mal wird sie geradezu Mode, getragen von dem gewandelten Stilwillen einer neuen Generation. Eben noch in der Wiedergabe der subjektiven Willkür romantischen Stilempfindens preisgegeben, sucht man ihr heute objektiv näherzukommen, indem man der Aufführungspraxis der Entstehungszeit Rechnung trägt. Hier erwächst als neues Problem die Frage der Editionstechnik. Für rein wissenschaftliche Zwecke kommt selbstverständlich die zusatzfreie Wiedergabe der Vorlagen ausschließlich in Frage. Indessen dient man der praktischen Renaissance der alten Meister gewiß mehr, wenn man die alte Musik für eine — nach dem Stand unserer musikwissenschaftlichen Erkenntnis — stilgerechte Darbietung fertiggemacht druckt. Man kann ebenso wenig vom heutigen Musiker wie vom Laien ohne weiteres erwarten, daß sie aus sich heraus immer das Richtige in Tempo, Ausdruck und Vortrag treffen. Ferner muß die Notation dem heutigen Gebrauch angepaßt sein. In der Akzidentienfrage muß erwartet werden, daß die Zusätze der Herausgeber im Druckbild durch Einklammerung oder sonstwie kenntlich gemacht erscheinen.
Das Glogauer Liederbuch ist ein Sammelwerk weltlicher und kirchlicher Gebrauchsmusik aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts; seinem Aufbewahrungsort nach ohne triftigen Grund bisher Berliner Liederbuch genannt. Die Auswahl daraus, die Heribert Ringmann vorlegt, führt Taktstriche, Akzidentien, nötigenfalls Transpositionen und bequemere Schlüssel ein; Tempo- und und Vortragsbezeichnungen sind vermieden. Der Erfolg muß lehren, ob das hinreichend ist. Der denkende Musiker wird gewiß damit zurechtkommen, der bequeme vielleicht zur Selbsttätigkeit angeregt. In der Frage der Versetzungszeichen tastet man allerdings im Dunklen, was original und was zugesetzt ist. Häufig möchte man mehr, gelegentlich weniger.
Auf jeden Fall muß die Ausgabe aber dankbar begrüßt werden. Sie führt uns in die frühlingsfrische Welt der Blüte des alten deutschen Volksliedes, da kernhaftes Empfinden und urgesundes Gefühl den Ton angeben. Die mehrstimmige Satztechnik spiegelt in der Stimmen-

gestaltung teils jene Stufe der Entwicklung wieder, die bereits auf die Harmonieempfindung des 16. Jahrhunderts vordeutet, teils weist sie mit parallelen Quinten und anderen Satzherbheiten auf eine weiter zurückliegende Zeit. Oft ist man versucht, in der alten Handschrift Schreibfehler anzunehmen. Da die alten Stimmhefte aber Spuren eifrigen Gebrauchs aufweisen, die sicher im Lauf der Zeit zu Korrekturen Anlaß gegeben hätten, muß man die Zweifelsucht sehr zurückhalten. Manches würde ich bedenkenlos verbessern; ich will nur einiges herausgreifen. Seite 11, vorletzter Takt, statt des ersten f im Baß g. In Nr. 4 „Ich sah einmal den lichten Morgensterne" halte ich die Unterstimme mehrmals für fragwürdig. Im ersten 4/2-Takt ist z. B. die 2. und 3. Note um ein Spatium zu hoch. Der einzige vierstimmige Satz der Auswahl erscheint vollends problematisch. Läßt man die zweite Stimme fort, so erhält man einen im ganzen überzeugenden Satz. Die 2. Stimme dürfte daher eine instrumentale Zusatzstimme einer späteren Hand sein, für sich nicht reizlos, im Rahmen des Stimmenverbandes aber mehr störend als bereichernd. Ich habe gerade diesen Satz mit der Originalhandschrift in Berlin verglichen; gegen die tadellose Wiedergabe Ringmanns läßt sich nichts sagen, aber die Zweifel an der Originalität der 2. Stimme dürften berechtigt sein. Auf Seite 31 vermute ich bei der Imitation wiederum in der 2. Stimme einen lapsus calami. Wenn die Imitation, wie der Beginn es nahelegt, wörtlich bis zum Ton b gebracht wird, und die nächste halbe Note g nimmt, ist der Satz (wie ich annehmen möchte) in integrum restituiert. Im viertletzten Takt wird ebenfalls in der 2. Stimme die 2. halbe Note es heißen müssen. In Nr. 17 ergibt die Konsequenz des Nachahmungsverhältnisses zwischen den beiden Oberstimmen im letzten Takt des 2. Systems als vorletzte Note b. Ich hoffe, daß der Herausgeber zu solchen Korrekturen (sie ließen sich noch vermehren) Ja und Amen sagen wird, zumal er sich nach dem kritischen Bericht gegenüber der Widerspenstigkeit der Vorlage in Nr. 13 selber zu einer Umarbeitung entschlossen hat.

Wie dem auch sei, die Freude an der Schönheit dieser prächtigen alten Lieder können uns ein paar zweifelhafte Noten nicht nehmen. Hier ist ein Schatz aufgedeckt, aus dem wir uns alle bereichern sollten, vorweg die Schulmusiker in Schlesien. Hier spiegelt sich alte schlesische Musikpraxis, hier bietet sich uns sehr wahrscheinlich auch viel alte Musik schlesischer Herkunft dar. Der neuerweckten Schulpraxis, Gesang und Instrumentenspiel zu verflechten, sind hier gangbare Wege gewiesen, da der Herausgeber in einer Besetzungstabelle viele Winke für eine mannigfaltige Interpretation gibt. Also: zugreifen!

Gerhard Strecke.

Anmerkungen zur Notenbeilage:

Die Lieder 1 und 2 wurden nach oben transponiert, um die Ausführung durch Frauen- wie durch Männerchor möglich zu machen. Der Text, den die Bärenreiterausgabe nur für die Oberstimme vorsieht, wurde infolgedessen allen Stimmen untergelegt; der Text des 2. Liedes wurde mit sämtlichen Strophen aus dem Kaiserliederbuch herübergenommen.

Die Tempo- und Vortragsbezeichnungen sind eigens für diese Beilage von mir hinzugesetzt worden. Die Ausgabe sieht sie nicht vor, da Text und Melodieführung eine vollkommen eindeutige und klare Sprache reden. Die Änderung, die Strecke für Nr. 17 (Beilage Nr. 3) anregt, habe ich befolgt. Seinen übrigen Korrekturvorschlägen muß ich mich jedoch verschließen, da ich bei so weitgehenden „Verbesserungen" für die Originalität des Klangbildes Befürchtungen hege.

Dr. Heribert Ringmann.

Mitteilungen / Büchereecke

Zur Preisaufgabe im Dienste Oberschlesiens

(Gewinnung von Kurzgeschichten; vergl. Märzheft des „Oberschlesiers") sind so viele Einsendungen erfolgt, daß es dem besonders dazu bestellten Prüfungsausschuß nicht möglich war, seine Entscheidung terminmäßig zu treffen. Das Ergebnis des Preisausschreibens kann nicht, wie es vorgemerkt war, in dem vorliegenden Oktoberheft, sondern erst einige Wochen später bekanntgegeben werden.

„Schlesische Funkstunde" und „Der Oberschlesier".

Der Verband oberschlesischer Volksbüchereien

tagt vom 13.—14. Oktober zu seiner diesjährigen Hauptversammlung und zur 25-Jahrfeier in Gleiwitz.

Sonnabend 16½ Uhr Vorstandssitzung, 20 Uhr Begrüßung der bereits angekommenen Teilnehmer im Musikzimmer des Hauses Oberschlesien, Wilhelmstraße.

Sonntag 11¼ Uhr Hauptversammlung, Lesesaal der Stadtbücherei, Wilhelmsplatz. (Rücktritt des bisherigen Geschäftsführers und Neuwahl seines Nachfolgers — Geschäfts- und Kassenbericht — Satzungen — Verschiedenes). Nachher gemeinsames Mittagessen.

Die 25-Jahrfeier beginnt am Sonnabend, den 14. Oktober, 14½ Uhr in der Aula der städtischen Mittelschule.

Vortrag von Oberbibliothekar Karl Kaisig, „25 Jahre Volksbüchereiarbeit in Oberschlesien" — Abschiedsansprache des Vorsitzenden an den bisherigen Geschäftsführer, Herrn Oberbibliothekar Kaisig — Die Zukunftsaufgaben des Verbandes oberschlesischer Volksbüchereien, dargestellt von Stadtbüchereidirektor Dr. Horstmann.

Die Generalversammlung des Verbandes oberschlesischer Borromäusvereine

findet am 15. Oktober, 16 Uhr in Neisse statt. Pfarrer Borek, der Vorsitzende, spricht über die büchereipolitische Situation des Verbandes, R. Schmidt, der Leiter der Beratungsstelle über die Aufgabe und Einrichtung der Neisser Volksbüchereiberatungsstelle.

•

Im Anschluß an die Generalversammlung ist vom 15. bis 18. Oktober die Ostdeutsche katholische Volksbücherei tagung in Neisse. Sie hat folgendes Programm:

Montag, den 15. Oktober:

20 Uhr: Eröffnung der ostdeutschen katholischen Volksbüchereitagung.
Rede des Herrn Univ.-Prof. Dr. Lauscher, Bonn, M. d. L.

Dienstag, den 16. Oktober:

Die Bücherei.

9 Uhr: Richtpunkte und Grundsätze des Bestandsaufbaues einer deutschen Volksbücherei, Leiter der Beratungsstelle R. Schmidt.

11 Uhr: Zum Bestandsaufbau der Jugendbücherei, Schulrat Grossek, Neisse.

16 Uhr: Die Praxis der Bücherei, Bibliothekar der Beratungsstelle G. Peters.

Mittwoch, den 17. Oktober:

Das Buch.

9 Uhr: Das Schrifttum als Bildungsgut, Studienrat Dr. J. Hönig, Liegnitz.

11 Uhr: Buchtypen, Oberstudienrat G. Janocha, Neisse.

16 Uhr: Buchpflege, Bibliothekarin H. Reintjes, Landesbibliothek, Ratibor.

Donnerstag, den 18. Oktober:

Der Leser.

8 Uhr: Leserkundliche Probleme, Leiter der Beratungsstelle R. Schmidt.

10 Uhr: Literaturpädagogik, Studienrat Dr. J. Hönig, Liegnitz.

•

Zur Generalversammlung des Verbandes ober-

schlesischer Borromäusvereine haben nur die Mitglieder Zutritt. Die Büchereitagung ist öffentlich, die Teilnahme kostenlos. Weitere Auskünfte erteilen der Verband (Gleiwitz-Richtersdorf) und die Volksbüchereiberatungsstelle in Neisse.

Zur ostdeutschen kath. Volksbücherei-tagung.

Das deutsche Volksbüchereiwesen ist garnicht so lange Gegenstand des Nachdenkens und Instrument pädagogischen Bemühens. Wenn auch die Wurzeln, wie wir jetzt wissen, bis ins 18. Jahrh. sich zurückverfolgen lassen, und der romantische Geist um die Wende zum 19. Jahrh. die Antriebe eines „volkstümlichen Bücherwesens" (Jahn) entfachte, so haben doch erst die neunziger Jahre des vorigen Jahrh. die ersten Schritte zur Verwirklichung eines Volksbüchereiwesens getan und unser Jahrh. ist sich bewußt geworden, daß die volkstümliche Bücherei eine notwendige Institution öffentlicher Bildungsarbeit ist. Sie gilt jetzt als wichtiges Glied im Ganzen des kulturellen Erziehungs- und Bildungswesens. Die systematische Durchdringung des gesamten literaturpädagogischen Fragenkomplexes vom Standpunkte einer sozialen, volkstumspädagogischen Bildungsarbeit, hat ihre Aufgabe sowohl dem Schrifttum als auch der Leserschaft gegenüber bestimmt. Immer klarer wird ihr eigengesetzliches Sein und Wollen zu einer volksbibliothekarischen Berufs- und Fachkunde entwickelt und immer stärker erhebt sich die Forderung nach einer allgemeinen berufs- und fachkundlichen Fundierung des gesamten deutschen Volksbüchereiwesens, denn so sicher wie die deutsche Schule nicht geworden ist und weiter gedeiht ohne das Rückgrat einer planvollen, zielbewußten Lehrerbildung, so sicher wird das deutsche Volksbüchereiwesen nicht wachsen, wenn man die berufs- und fachkundliche Fundierung vernachlässigt oder gar unterläßt. Die Verwirklichung der Bildungsabsicht einer Bildungsinstitution erfordert solche Fundierung.

Eine Einführung in diese Fragen will die Volksbüchereitagung geben; sie richtet sich nicht nur, wenn auch in erster Linie, an Fachkreise, sie möchte auch die breite Öffentlichkeit mit der Volksbüchereiarbeit bekannt machen und um ein breites öffentliches Interesse dafür werben.

Sch.

Heimatspiele in Latscha.

Auch diesen Sommer — es ist der dritte — hat Viktor Kaluza, unser begabter Heimatlyriker und -satiriker, mit seiner Schülerschar unter der Waldlinde von Latscha ein fröhliches Sommerfest geboten. Diesmal gabs eine freie lustige Dramatisierung des unbekannten, vergessenen Märchens von Clemens Brentano „Die fünf Söhne des Schulmeisters Klopfstock". Die kleine Schar spielte unter der Anleitung Kaluzas munter und entlockte der großen Zuhörerschaft Gelächter und Beifall. — Das ist vorbildliche Heimat- und Kulturarbeit auf dem Lande im zweisprachigen Gebiet, in eigener Vollmacht und Verantwortung geschaffen von einem jungen in den Wald verschlagenen Dichtersmann, der sein Landvolk kennt und liebt.

A. Hdk.

Auslandsdienst der Schlesischen Freischar.

Im Rahmen des Auslandsdienstes der Deutschen Freischar (Bund der Wandervögel und Pfadfinder) hat die Schlesische Freischar seit Jahren das Feld ihrer Tätigkeit im südöstlichen Europa gefunden. Seit der ersten Großfahrt des Gaues im Jahre 1922 in die deutschen Siedlungsgebiete der Tschecho-Slowakei, Ungarns, Jugoslawiens und Rumäniens sind in sechsjähriger Arbeit die Grundlagen für einen wohlorganisierten Auslandsdienst in diesen Gebieten geschaffen worden.

Für den Sommer 1928 hatte man einen umfangreichen Plan aufgestellt, der bisher im wesentlichen durchgeführt wurde. Eine deutsch-bulgarische Austauschaktion, Großfahrten in südöstliche deutsche Siedlungsgebiete und eine Ferienschule für Auslandsdeutsche in dem von der Führerschaft der Schlesischen Freischar getragenen Grenzschulheim Boberhaus in Löwenberg waren die Aufgaben.

Zu Bulgarien unterhält die Schlesische Freischar seit 1924 die freundschaftlichsten Beziehungen. In diesem Jahre fand nämlich die erste deutsch-bulgarische Austauschaktion der Schlesischen Freischar statt. Großfahrtgruppen des Gaues besuchten damals als Gäste des bulgarischen Jungtouristenbundes Bulgarien. Sie entdeckten in einer eigenartigen Landschaft ein selten romantisches Fahrtengebiet und lernten in den „Preußen des Balkans" ein arbeitsames, schwer mit seinem Schicksal ringendes Volk kennen, dem bald ihre Achtung und Liebe gehörte.

Zum Gegenbesuch kam damals auch eine Gruppe des bulgarischen Jungtouristenbundes, dessen Gäste die Schlesier in Bulgarien waren, nach Schlesien.

Die 1924 begründete Freundschaft wurde durch Einzelbesuche und einen regen Briefverkehr zwischen Bulgarien und Schlesien weiter gefördert und führte schließlich in diesem Jahre zu einer neuen Austauschaktion. 140 Schüler und Studenten bestiegen Anfang Juli in Preßburg den Dampfer zur schönen Fahrt die Donau stromabwärts in das Land unserer früheren Bundesgenossen. Man bereitete ihnen einen herzlichen Empfang. Wie im Jahre 1924 waren die Schlesier auch dieses Jahr Gäste des bulgarischen Jungtouristenbundes.

Neben dieser eigentlichen Großfahrt hat eine Anzahl älterer Studenten der Schlesischen Freischar eine besondere Reise nach Bulgarien unternommen, die dem Studium der bulgarischen Arbeitsdienstpflicht, dieser uns unbekannten staatlichen Institution dienen soll. Für die Mitglieder dieser Studiengruppe wurde von der 1927 gegründeten Gesellschaft für deutsch-bulgarische Kulturannäherung in Sofia, der eine Anzahl hervorragender bulgarischer Universitätsprofessoren angehört, eine Vortragsreihe veranstaltet, die eine Einführung in das bulgarische Wirtschafts- und Kulturleben gab. Die freundliche Unterstützung der bulgarischen Behörden ermöglichte dann die Einstellung in die Reihen des Arbeitsdienstes. Man teilte die Gesamtgruppe in mehrere kleinere Arbeitskreise auf, um auf diese Art die verschiedensten Betriebe, in denen der Arbeitsdienst verwendet wird, kennen zu lernen und so einen umfassenden Einblick in die Struktur dieses Pflichtdienstes für das Volk zu gewinnen.

Den Abschluß dieses Studienaufenthaltes soll eine in Gemeinschaft mit Prof. Rosenstock von der Breslauer Universität stattfindende Freizeit bilden, in der man das Ergebnis der Erfahrungen zusammenfassen will.

Eine andere Großfahrtgruppe der Schlesischen Freischar hat in den Sommerferien weniger bekannte Gegenden der Tschecho-Slowakei, besonders Karpatho-Rußland bereist. Anschließend fand ein Besuch der deutschen Zips am Fuße der Hohen Tatra statt. Den Abschluß bildete ein gemeinsames Lager in der Niederen Tatra.

Im Rahmen der Austauschaktion kamen auch in diesem Jahr wieder eine Anzahl bulgarischer Jungtouristen nach Deutschland. In Breslau, Beuthen, Hindenburg und Gleiwitz fand ein offizieller Empfang durch Vertreter der Behörden statt. Der Besuch von großen Industriewerken und Mustergütern, eine Grenzfahrt in Oberschlesien und eine Riesengebirgswanderung sollte die bulgarischen Gäste mit der Eigenart der engeren Heimat ihrer deutschen Freunde aus Schlesien bekanntmachen. Für einige Tage waren die Bulgaren auch in der Reichshauptstadt. Die Ferienschule für Auslandsdeutsche wurde von zwei Zipser Gruppen, von Wandervögeln aus dem Temesvarer Banat, jenem deutschen Siedlungsgebiet an der Theiß und Donau und von oberschlesischen Jungen vom „Bund deutscher Wandervögel in Polen" besucht. Unter den Zipser Gruppen befanden sich Mitglieder der alten Zipser Landsmannschaft an der Prager deutschen Universität.

Ein gemeinsames Schlußfest dieser Deutschen aus drei verschiedenen Ländern, zu dem auch Jugendgruppen des Vereins für das Deutschtum im Ausland geladen waren, gab den Teilnehmern erneut das Bewußtsein der Einheit der deutschen Kultur und Sprache und den Beweis des Wertes eines von der durch keine Partei beeinflußten Jugend geleisteten Auslanddienstes.

A. B.

Grundformen der europäischen Stadt.

In der heutigen Zeit, die uns auf dem Gebiete des Bau- und Siedlungswesens ganz gefangen hält in dem Entwurf, der Betrachtung und Kritik neuer Siedlungen oder Ortserweiterungen, ist es von besonderem Wert, einmal rückzuschauen auf Werden und Wesen derjenigen Stadtgebilde, die heute noch den Kern- und Ausgangspunkt der neuen Siedlung bilden, der alten Städte. Städtebauer und Siedlungsarchitekten, die auch nur kleine und kleinste Siedlungsvorhaben zu planen oder durchzuführen haben, sind meist in so einseitig gerichteter egozentrischer Auffassung begriffen, daß sie auf die weitere Umgebung, den Zusammenhang mit der Muttersiedlung, die geographischen Verhältnisse und vor allen Dingen auf das geschichtliche Werden und die wirtschaftliche Sendung sehr wenig Rücksicht nehmen, wenn nur ihre Schöpfung in einer gut aufgemachten Photographie sich für die Veröffentlichung in Fachzeitschriften eignet.

Für alle diese Städtebauer und Siedlungsfachleute, aber auch für alle, die sich für die Gestaltung der Landschaft begeistern und für solche, die in leitender Stellung Richtung und Umfang der neuen Siedlung und Ortserweiterung zu beeinflussen haben, hat Josef Gantner ein Werk erscheinen lassen,* betitelt „Grundformen der europäischen Stadt", dem er bezeichnender und verlockender Weise den Untertitel gibt, „Versuche eines historischen Aufbaues in Genealogien".

Schon der erste Teil, Voraussetzungen und Grundlagen, bietet willkommenes Rüstzeug für die Behandlung stadtgeschichtlicher Fragen. Ausgehend von dem Thema und der Methode seiner Behandlung werden über den Weg der bisherigen Literatur die alten und neuen Begriffe dargelegt, das Material für die Untersuchungen und die Möglichkeiten bildlicher Dokumentierung erörtert und die Hilfsmittel und Grenzgebiete gestreift. Sodann werden die Grundformen der europäischen Stadt untersucht, wobei Gantner gleichsam als ersten Lehrsatz das Ergebnis aufstellt, daß die europäische Stadtbaukunst bis zum Ende des Mittelalters sich immer zwischen zwei genau definierbaren Gegensätzen bewegt hat, der planimetrisch „unregelmäßigen" Stadt und der planimetrisch „regelmäßigen" Stadt. An den Beispielen Bern, Verona, und St. Gallen werden die Ausgangspunkte für die Gestaltung einer Stadt aufgezeigt, nämlich das Terrain und Einzelhaus.

Der zweite Teil behandelt die Genealogie der irregulären Stadt, ausgehend von der griechischen Antike, übergehend zu den Rätseln der vorrömischen Antike, und abschließend mit dem Mittelalter, wobei die allgemeinen Erörterungen über die Typenbildung und Typenbezeichnung willkommene Ordnung in die bisherigen Begriffe bringen werden. Bedeutsam und Richung gebend auch für heutige Schöpfungen können die geschichtlichen, topographischen und künstlerischen Untersuchungen werden, die sich mit den natürlichen Dominanten des Städtebaues beschäftigen. Die Beherrschung durch Flüsse und Seen wird in den Typen der Ufer- und Brückenstadt behandelt, die Beherrschung durch Hügel und Berge in denen der Hügel- und Burgenstadt. Von gleicher Bedeutung sind die Untersuchungen über die architektonischen Dominaten. Die Straßen- und Marktstadt, die Kirchen- und Herrenstadt und die Romantik im mittelalterlichen Städtebau werden an gut fundierten und durch prächtige Abbildungen unterstützten Beispielen untersucht. Gantner bedient sich hierbei öfters der Fliegerbilder, die er für städtebauliche Untersuchungen nunmehr für unentbehrlich hält.

Der dritte Teil behandelt die Genealogie der regulären Stadt nach dem gleichen Aufbau wie der vorhergehende. Für unsere heutige Zeit wird besonders der Abschnitt über die mittelalterliche Kolonialstadt von Bedeutung sein, von der wir treffende Beispiele aller Größen gerade im Osten Deutschlands aufzuweisen haben.

Der vierte und letzte Teil endlich behandelt die Stadt der Neuzeit. In einer Rückschau und Orientierung werden die Rätsel der Typenwanderung, ausgehend von dem etruskischen Plan und unter besonderer Betrachtung der Übergänge vom Altertum zum Mittelalter und von diesem zur Neuzeit, untersucht, gegliedert und offengelegt.

Der Einbruch der Theorie bei der Städtegründung der Renaissance führt zu den sogenannten klassischen Städten und Plätzen. Untersuchungen an Hand zahlreichen Bildmaterials über die Festungsstädte der italienischen Renaissance, ferner die französischen Plätze und Platzgruppen und endlich über die deutschen Kolonialstädte und Residenzen hellen Lichter auf, die auch heutigem städtebaulichen Gebahren voranleuchten können.

Die zunehmende Vergeistigung in der Stadtbaukunst führt zur Rationalisirung der architektonischen Dominanten und findet ihren Höhepunkt in der Ausgestaltung des barocken Platzes. Aber auch die natürlichen Dominanten: Flüsse, Seen, Hügel und Berge werden in die herrschende Ideenform einbezogen und ergeben die reizvollen Pläne und Schöpfungen, welche bis zur Gestaltung der modernen Siedlung unserer letzten Zeit hinüberleiten.

So bietet Gantners Werk für die vielen in Tageskampf und Tagesarbeit stehenden Mitarbeiter an städtebaulichen Schöpfungen willkommenen Anlaß, sich in Ruhe und Beschaulichkeit zurückzuziehen in die Gedankenwelt und Ideenfülle, die die europäischen Städtegründer früherer Zeit beeinflußt haben. Und sicher werden auch hier, wie auf anderen Gebieten des Lebens, die Geschichte und ihre Lehren anregend und befruchtend wirken.

Kurd Slawik.

* Verlag von Anton Schroll & Co., Wien 1928. Geheftet *M* 12.—, gebunden *M* 15.—.

„Ostdeutsches Grenzlandleben. Von Memel bis Kattowitz"

nennt sich die anläßlich der Eröffnung der Pressa im Mai 1928 herausgegebene Sonderausgabe der Ostdeutschen Morgenpost in Beuthen.

Wir holen eine Ehrenpflicht nach, wenn wir auf dieses umfangreiche und in jeder Hinsicht eindrucksvolle Heft empfehlend hinweisen. Die Veröffentlichung zeugt von dem großen Verantwortungsgefühl einer oberschlesischen Tageszeitung und ihres redaktionellen Leiters, über den Tag hinaus bleibende Werte zu schaffen, das grenzlandpolitische, wirtschaftliche, kulturelle und soziale Leben Oberschlesiens und des ganzen deutschen Ostens in positivem Sinne zu beeinflussen.

Aus dem reichen Inhalte nenne ich: Die Einführung in das Gesamtwerk vom Chefredakteur der Ostdeutschen Morgenpost, Hans Schadewaldt „Lebensfragen der deutschen Ostmarken" — Universitätsprof. Dr. Manfred Laubert, „Schicksalsstunden des östlichen Grenzdeutschtums" — Oberpräsident Dr. Proske, „Oberschlesien, das Elsaß-Lothringen der Zukunft" — Regierungsdirektor Dr. Weigel „Jugendpflege im Grenzland" — Oberbürgermeister Dr. Lukaschek, „Das politische Gesicht des doppelten Grenzlandes Oberschlesien" — Dr. Klingemann, „Erinnerungen aus der Besatzungszeit" — Landeshauptmann Dr. Piontek, „Oberschlesiens Lebensnotwendigkeiten" — Bergassessor Dr. Hermann Pyrkosch, „Die wirtschaftliche Lage im oberschlesischen Industriebezirk" — Dr. Ernst Storm, „Ostoberschlesiens industrielle Entwicklung" — Baron von Richthofen, „Oberschlesische Urzeit auf Grund der Bodenfunde" — Pfarrer Alfred Hadelt, „Oberschlesiens alte Kirchen" — Dr. Eduard Pant, „Das deutsche Kulturproblem in Ostoberschlesien". —

Das Heft enthält weiter Beiträge über die Bedeutung der einzelnen Städte, über die Heimatpflege und die Heimatbewegung in Oberschlesien, über das deutsche Buch, die Musikpflege und das Theater in unserer Heimat, über den Wohnungsbau in der Provinz Oberschlesien, über die ostoberschlesische Schulfrage als Kern des Minderheitenproblems, über Hultschin und sein Wirtschaftsleben u. a. m.

Alles in allem: Ein auch äußerlich ansprechender, übersichtlicher, praktischer, neuzeitlicher und gediegener Führer durch das Ostproblem unter besonderer Berücksichtigung Oberschlesiens — und damit eine schöne Werbung für unsere Heimat.

„Schaffen und Schauen",

das Mitteilungsblatt für Kunst und Bildungspflege in der Wojewodschaft Schlesien widmet das Heft 10 seines IV. Jahrganges (Juniheft)

dem in Kattowitz wirkenden oberschlesischen Dichter Studienrat Rudolf Fitzek.
Das Heft bringt von ihm Gedichte, eine Probe aus seinem Schauspiel „Menschen des Untergangs“ und eine Erzählung „Die arme Magd“.

Otto Eduard Schmidt, Die Wenden.

Dresden 1926. Verlag der Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha von Baensch-Stiftung, 136 Seiten. Mit 8 Vierfarbendrucken, 5 Autotypien und 1 Karte. Preis in künstlerisch geschmücktem Umschlag 2.— Mark.

Wenn wir von der Gefahrenlage Schlesiens sprechen, erinnern wir uns, daß der Panslawismus die Wenden nördlich der schlesischen Grenze für sich in Anspruch nimmt und daß insbesondere nach dem Zusammenbruch Deutschlands die tschechische Politik durch die Wendei vorstoßen wollte, um den Polen in Posen die Hand zu reichen, womit dann die Abriegelung Schlesiens vom deutschen Mutterlande vollständig geworden wäre.
Wir Mitteleuropäer lachen gewöhnlich über solche phantastische Ziele, und wenn auch augenblicklich und wahrscheinlich für immer ihre Verwirklichung nicht möglich ist, so haben wir doch die Pflicht, ein Augenmerk darauf zu haben. Ein Studium der von Prag und Warschau, von Paris und Brüssel aus insperierten Bestrebungen der „Freunde der Lausitz“ und ihrer Schmähschriften gibt gute Einsichten in die irrsinnige Geistesverfassung der Deutschenhasser jenseits der schlesischen Grenzen und ist propaganda-methodisch wertvoll. Hat doch der eigens für die wendische Propaganda geschaffene Roman „Ein Martyrervolk“ mit seinen mehrfachen Übersetzungen eine Millionenauflage erlebt.
Eine besondere Tat ist deshalb die Herausgabe des vorliegenden handlichen Büchleins, das, auf umsichtiger und sorgfältiger Stoffsammlung fußend, die wendische Frage von der Urzeit der Wenden an bis zu den gegenwärtigen Verhältnissen mit vorsichtig abwägendem Urteil und musterhafter Sachlichkeit behandelt. Über die Haltung der wenigen radikalen Wendenführer nach dem Weltkriege bringt das Buch wichtige Enthüllungen, noch mehr aber gut gesichtete geschichtlichen und statistischen Stoff, um alle die Wenden betreffenden Fragen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beurteilen zu können.
Die Ausstattung ist gut. Eine ganze Reihe von Bildern, insbesondere auch bunte Trachtenbilder, sowie eine nach einem ganz neuen Verfahren hergestellte Übersichtskarte über die Siedlungsverhältnisse in der sächsischen und preußischen Lausitz sind beigegeben.

Ostpreußische Köpfe.

Herausgegeben von der Königsberger Allgemeinen Zeitung und Verlagsdruckerei, 1928, 270 Seiten.

Ostpreußen und Oberschlesien sind vorgeschobene Posten deutscher Art, heute beide bedrängt und eifrig dabei, aus sich heraus und mit Hilfe des deutschen Mutterlandes sich zu behaupten. Dieses gleiche Schicksal verlangt einen weitgehenden Gedankenaustausch und ein engeres Zusammengehen der beiden Landesteile. Ein Buch wie das vorliegende scheint mir geeignet, dieses Zusammengehen zu fördern.
„Ostpreußische Köpfe“ würdigt eine Reihe derjenigen Persönlichkeiten, die als Vertreter ostpreußischen Fühlens und Wollens gelten können. Es gelangen zur Darstellung Herzog Albrecht, Nikolaus Copernicus, Simon Dach, die Familie Wallenrodt, Gottsched, Immanuel Kant, Christian Jakob Kraus, Johann Georg Hamann, Johann Gottfried Herder, E. T. A. Hoffmann, Ludwig Ernst von Borowski, Theodor von Schön, Hermann von Boyen, Alexander Graf zu Dohna-Schlobitten, Reichsgraf Carl Lehndorff-Steinort, Gustav Friedrich Dinter, Otto Nicolai, Adolf Jensen, Hermann Goetz, Ferdinand Gregorovius, Eduard von Simson, Ferdinand Schichau, Colmar Freiherr v. d. Goltz-Pascha und Lovis Corinth.
Das ansprechende Sammelwerk geht von der Erkenntnis aus, daß der Charakter jedes Menschen, in Sonderheit großer führender Persönlichkeiten, aus der Landschaft, in der sie geboren sind, wesentlich zu erklären sei. Eine wichtige Ergänzung zu dieser Tatsache ist es, wenn es im Vorwort heißt: „Wenn z. B. ein Fürst, wie Albrecht, der erste Herzog von Preußen, zwar nicht in Ostpreußen geboren, doch aber fast ausschließlich sein Leben hier zugebracht hat, so liegt es im Laufe der Dinge, daß die Menschen, die, diesem Lande erwachsen, ihn umgeben, daß die Landschaft, die Natur selbst ihn mit der Zeit zu einem Manne der Ostmark formte.“
Ob aus dieser Reihe ostpreußischer Köpfe der Typus des ostpreußischen Menschen herausgearbeitet werden kann, läßt das Werk dahingestellt. „Aber so viel scheint ganz allgemein sich zu ergeben, daß sich der spezifisch kolonisatorische Charakter dieser Männer in folgendem offenbart: Aus der oft brutalen Gegenwart der harten Landschaft ersteht die Sehnsucht nach dem Jenseitigen, aus dem Kampfe ums Dasein die Freude an vollkommener Freiheit des Geistes. Aber während der Slawe, auf ebendenselben östlichen Gebieten heimisch, den Passivismus der Seele nicht zu überwinden versteht, bändigt ihn der deutsche Kolonisator, weil er im rechten Augenblick das überströmende Individuelle zum Segen der Gemeinschaft nutzbar zu machen weiß.“

August Brzenskot, Blumen im Miechowitz-Rokittnitzer Waldpark.

Verlag: Heimatstelle Beuthen O/Schl., 1928, 31 Seiten.

Die gewaltigen Waldungen auf dem Raume des eigentlichen deutsch-oberschlesischen Industriegebietes sind verschwunden. Den ungleichen Kampf des Waldes gegen die vorwärtsdringende Industrie sehen wir beispielsweise anschaulich am Guidowalde bei Hindenburg. Nur der Segethwald bei Tarnowitz, der Beuthener Stadtwald und der Miechowitz-Rokittnitzer Wald geben uns als die letzten erhaltengebliebenen Reste eine kleine Vorstellung von der früheren Schönheit dieser Heimatwälder und ihrer reichen Pflanzenwelt. Dies gilt besonders vom Miechowitzer Walde. „Mit seinen gepflegten, über kleine Anhöhen und durch anmutige Täler führenden Fußwegen, den lieblichen Waldwiesen, murmelnden Quellen und verschwiegenen Weihern und Teichen, nicht zuletzt auch mit seinen abwechslungsreichen Laub- und Nadelholzbeständen bietet er besondere Reize. Das den Muschelkalk bedeckende fruchtbare Schwemmland, die durch die Höhenlage bedingte niedrige Temperatur und der ideale Mischwald begünstigen einen seltenen Pflanzenwuchs. Es dürfte in Schlesien nur noch wenige Stellen geben, die auf verhältnismäßig kleinem Raum eine ebenso reichhaltige und üppige Pflanzenwelt aufweisen wie der Miechowitzer Wald.“
Den Miechowitzer Wald als Park gesichert und seine Freigabe für die Erholung der Industriebevölkerung erwirkt zu haben, ist das Verdienst des Beuthener Landrats, Dr. Urbanek. Das vorliegende Büchlein von August Brzenskot nun ist ein reizender Führer durch das Blumenparadies dieses Parkes. Es erzählt von seinen Frühlingspflanzen, von den Pfingstblumen im Miechowitzer Waldpark, von seinem Blumenflor nach der Heuernte und von den dort heimischen Orchideen. Ein Namenverzeichnis der Pflanzen, von denen mit großer Sachkenntnis und mit warmen Gemüt in dem Heft erzählt wird, ist angehängt.
Ebenso ist dem fleißigen Büchlein eine Wegkarte durch den Waldpark Miechowitz-Rokittnitz beigegeben.
Das Heft will den erholungssuchenden Spaziergängern die botanischen Schönheiten dieser lieblichen Parklandschaft erschließen, aber in besonderem Maße auch dem Naturschutz dienen.

*

Aus dem Arbeitskreise der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft des Kreises Beuthen sind dann noch einige andere Neuerscheinungen zu nennen, die gleichfalls jede auf ihre Art vorbildlich ist. Bürgermeister Dr. jur. H. Lazarek schrieb „Kommunalpolitik der Gemeinde Miechowitz“. Die geschichtliche und kommunalpolitische Gestaltung der Industrie- und Vorortgemeinde Miechowitz findet in dieser ansprechenden Schrift eine amtsgetreue Darlegung. Aus dem Inhalte nenne ich den kommunalpolitischen Rück- und Ausblick „Miechowitz zur Jahreswende 1927“ und die „Urkunde zur Grundsteinlegung des Rathauses

mit Feuerwehrzeughaus und Dienstwohngebäude in Miechowitz am 24. August 1927".
Die Schrift erschien als Heft 10 der „Beiträge zur Heimatkunde von Miechowitz".
Ludwig Chrobok gibt in Heft 7 derselben Sammlung eine Festgabe „Aus der Geschichte des Männer-Turnvereins Miechowitz".
Walter Krause erzählt in Heft 2 der „Mikultschützer Heimathefte" „Heimatkundliches aus den Mikultschützer Pfarrmatrikeln von 1745—1871".

Die Inventare der nichtstaatlichen Archive Schlesiens, Kreis Neustadt.

Namens der Historischen Kommission für Schlesien und des Vereins für Geschichte Schlesiens herausgegeben von Erich Graber. (Codex Diplomaticus Silesiae Band XXXIII) 246 Seiten, Verlag Trewendt & Granier, Breslau 1928.

In aller Stille ist hier ein außergewöhnlich fleißiges Werk reif geworden, das die ganze Heimatarbeit im Kreise Neustadt auf eine neue Grundlage stellt und für die Zukunft eines der wichtigsten Hilfsmittel weit über den Rahmen der eigentlichen heimatlichen Geschichtsschreibung sein wird.
Neustadt ist damit der erste Kreis in Oberschlesien, der die Inventarisierung seiner nichtstaatlichen Archive durchgeführt hat. Für die Kreise Grünberg, Freystadt und Glogau besorgte Dr. Konrad Wutte die Herausgabe von Kreisinventaren, nach dem Kriege für Sprottau und Sagan Erich Graber, der nun auch dem Kreis Neustadt in Oberschlesien mit dem vorliegenden Werk diente.
Bei der Arbeit sind ihm die Geistlichen und Lehrer des Kreises behilflich gewesen. Besondere Unterstützung erfuhr der Herausgeber von Rektor i. R. Strecke in Oberglogau, Rektor Biniossek in Klein Strehlitz, Lehrer Eberhardt in Mühlsdorf, Rektor Pfeiffer in Neustadt, insbesondere aber auch durch Pfarrer Schwedowitz in Riegersdorf und Studienrat Konietzny in Cosel.
Der vorliegende Band behandelt in seinem ersten Teil die Landgemeinden und Dominien, im zweiten die Städte. Von den Herrschaftsarchiven konnte das der Gutsherrschaft Wiese-Gräflich bereits Aufnahme finden, während die Bearbeitung des wertvollen und umfangreichen Reichsgräflich Oppersdorffschen Archivs in Oberglogau aus besonderen Gründen jetzt nicht möglich war und auch die Archivalien der Herrschaft Dobrau z. Zt. nicht erfaßt werden konnten. Die Herrschaft Moschen besitzt nach ihren Angaben keinen Bestand an älteren Archivalien. Ein den Herrschaftsarchiven gewidmeter Abschnitt kann als dritter Teil dieser Bearbeitung des Kreises Neustadt erst zu einem späteren Zeitpunkte herausgegeben werden.
Dem vorliegenden Werk ist ein umfangreiches Orts- und Personenregister angehängt. In diesem Register wurden bei den einzelnen Städten, den Fürstentümern, den Bistümern Breslau und Olmütz, bei dem Begriff Schlesien, bei den Herrschaften usw. besondere Sachregister eingefügt. Hinter dem Orts- und Personenregister folgt noch ein großes Sachregister, in das insbesondere wertvolle Begriffe aufgenommen wurden, die für den Forscher von Bedeutung sind.
Landrat und Kreisausschuß, Oberpräsident und Landeshauptmann, von Privatpersonen Kommerzienrat Pinkus machten die Herausgabe des wertvollen Werkes durch finanzielle Unterstützung möglich. Scz.

Kleine Lebenskunst,

Gesundheits- und Anstands-Büchlein von A. Pfeiffer, Rektor in Neustadt, Oberschlesien. 96 Seiten, Preis 1.— Mark, Verlag von Franz Goerlich-Breslau.

Ein kurzer, übersichtlicher und lebendig geschriebener Führer zu rechter Lebenskunst und gutem Anstand, ein Berater, seine Gesundheit zu erhalten, ein Nothelfer bei Unglücksfällen.
Das Buch eignet sich u. a. auch als Gabe zur Schulentlassung. Scz.

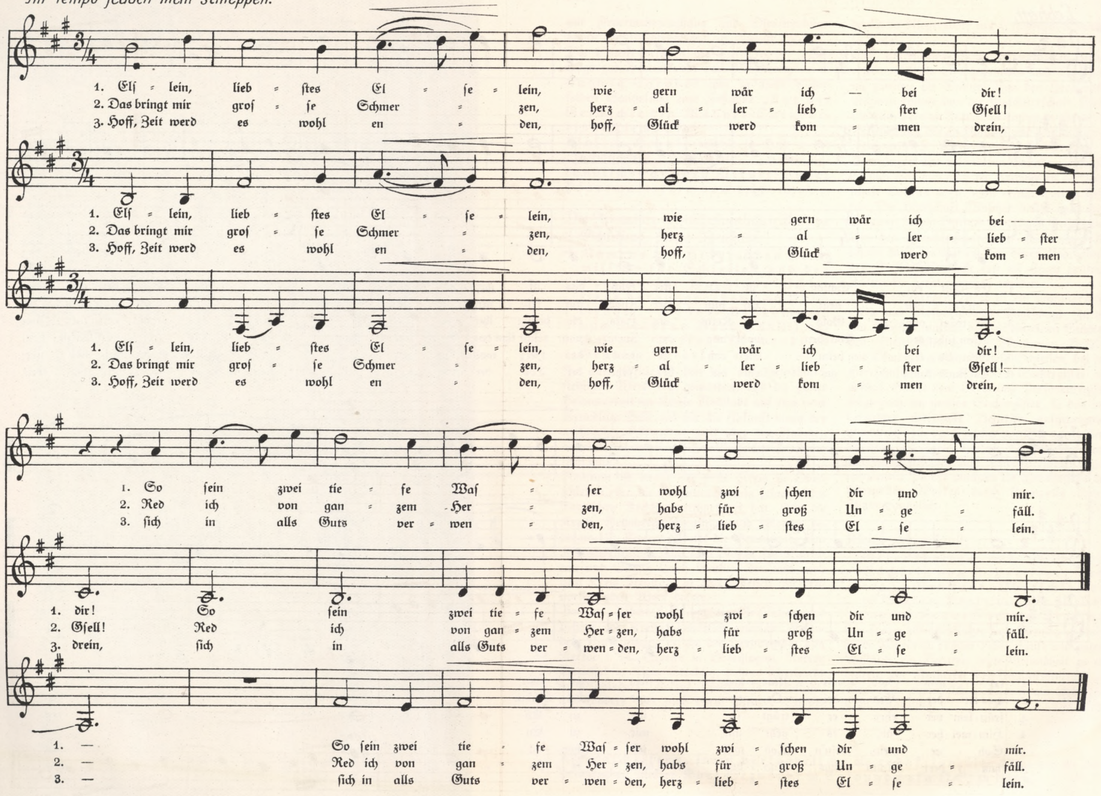
Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Sczodrok in Colonnowska O.-S. zu richten.

1. Es liegt ein Schloß in Österreich.

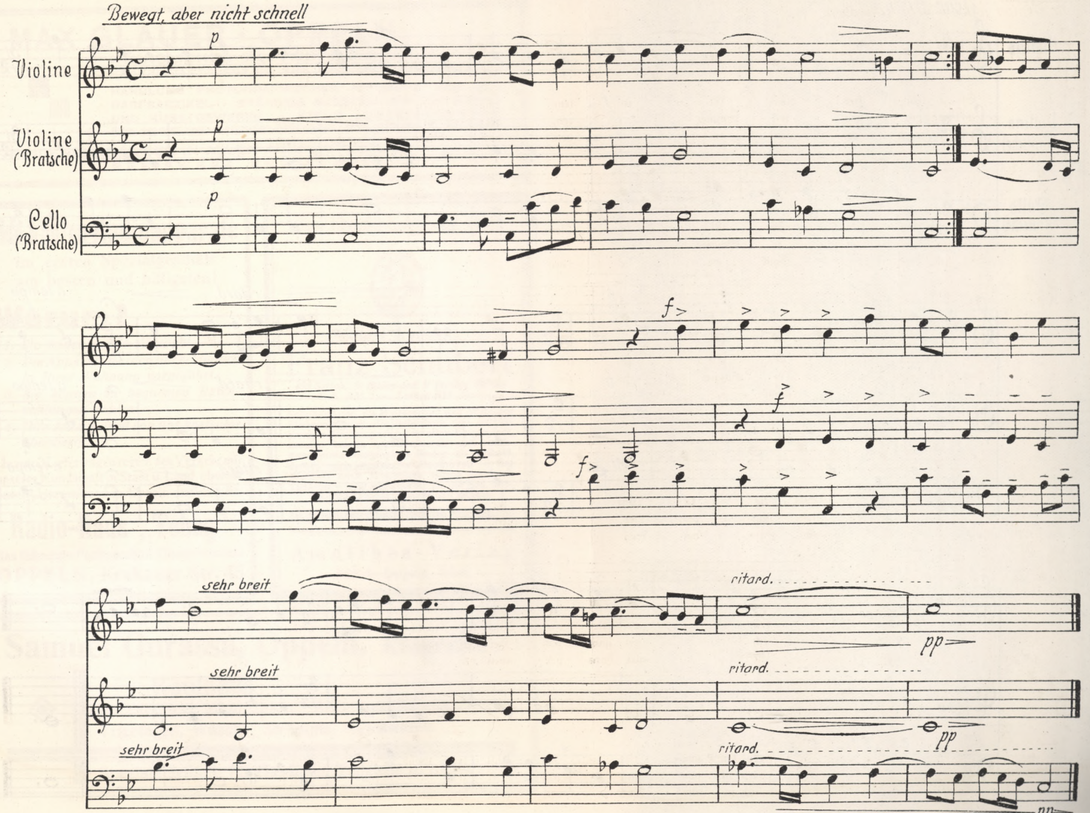


2. Elslein, liebstes Elselein.

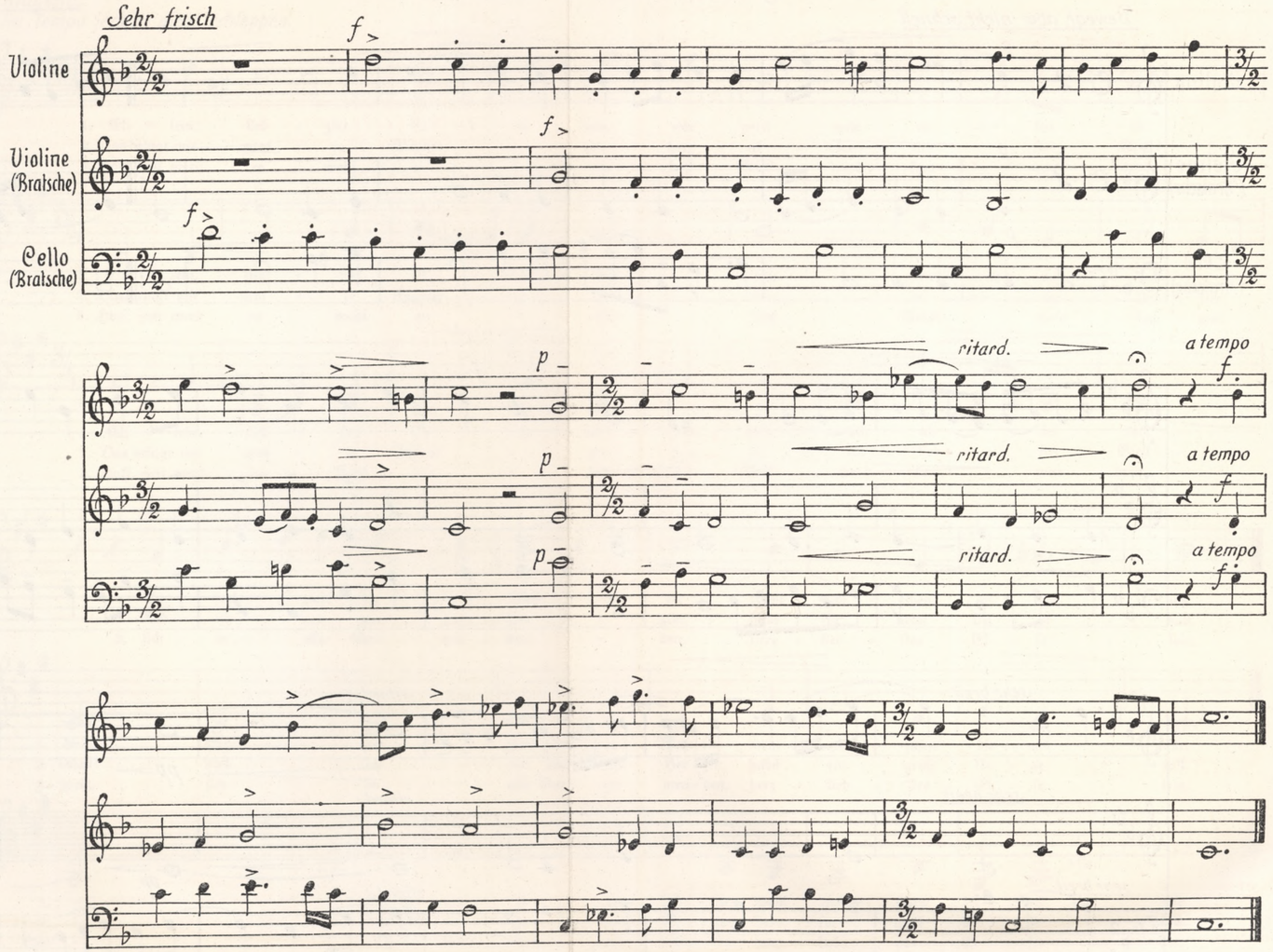
Klagend.
Im Tempo jedoch nicht schleppen.



3. Hast du mich überwunden.



4. Mancher freut sich der lieben Zeit.



MAX GLAUER · OPPELN
KÖNIGLICHER HOFPHOTOGRAPH
KRAKAUER STRASSE NR. 34a · FERNSPRECHNUMMER 221
HANDLUNG PHOTOGRAPHISCHER APPARATE UND BEDARFSARTIKEL · STÄNDIGE AUSSTELLUNG FÜR KUNST UND KUNSTGEWERBE · VIELE AUSZEICHNUNGEN
MITGL. DER GESELLSCHAFT DEUTSCHER LICHTBILDNER · MITGL. DES DEUTSCHEN WERKBUNDES
HINDENBURGBILDER IN ALLEN AUSFÜHRUNGEN
PREISWERT UND SCHNELL

Sie kaufen Radioapparate
im ersten Spezialgeschäft am besten und billigsten!

Warum?

1. *Sie finden große Auswahl.*
2. *Die Apparate werden unverbindlich in Ihrer Wohnung vorgeführt.*
3. *Sie können in bequemen Ratenzahlungen zahlen.*
4. *Ihre Anlage wird von uns kostenlos überwacht.*

Unsere 3 Lieferwagen regeln den Verkehr mit unserer Kundschaft in Stadt u. Land, obwohl unser Unternehmen in Oppeln ansässig ist.

Radio-Haus „Tehag"
das führende Fachgeschäft Oberschlesiens
OPPELN, Krakauer Str. 45

Zur Hundertjahrfeier 1928



Karl Kobald

Franz Schubert

496 Seiten, 70 Bilder und 2 farbige Tafeln
Geh. RM. 7.—, Leinen RM. 10.—

Schubert, und als Hintergrund das Wien der Biedermeierzeit, die lieblichste und entzückendste Kulturepoche der alten Kaiserstadt, konnte keinen gemütvolleren und sachkundigeren Biographen finden als Kobald, dessen reich illustrierter „Beethoven" — vier Wochen nach Erscheinen schon im 5.—9. Tausend — sich andauernd im In- und Ausland der größten Nachfrage erfreut.

In guten Buchhandlungen erhältlich!

Amalthea-Verlag
Zürich-Leipzig-Wien.

Samuel Gurassa, Oppeln, Ringecke

Kaufhaus
für sämtliche Manufaktur-, Mode- und Baumwollwaren
Tricotagen, Wäsche, Strümpfe, Strickwaren.

Spezialabteilung für Gardinen, Teppiche u. Läuferstoffe



Gute und preiswerte **Pianos** liefert seit vielen Jahren die Firma

J. Alfred Neumann, Oppeln, Nikolaistr. 17

Grösste Auswahl! Bequeme Teilzahlungen!

Mehrjährige Garantie!

Verlangen Sie =DARMITIN= bei Kopfschmerz, Nervenschmerz, Zahnschmerz, Reißen

CHEMICAL COMP., BERLIN O 112 in allen Apotheken 0,15 u. 0,65 RM.

Schlesische Monatshefte

Eine Heimatzeitschrift von wirklich ausgeprägter und hoher Eigenart

nicht nur eine erstklassige, reich illustrierte Heimatkunde moderner Haltung, sondern zugleich ein Sprechsaal für alle die namhaften Schlesier und über Schlesien schreibenden Fremden, die unsere provinzielle Kultur mit der gesamtdeutschen und europäischen verbinden. (Aus unserer Anerkennungsmappe)

Das repräsentative Organ für Kultur und Schrifttum der Heimat

Monatlich 1.— RM. Probeheft und Prospekt bei Bezugnahme auf diese Anzeige frei durch den Verlag Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabteilung, Breslau I, Schuhbrücke 83

Rasierklingen

25 Stück . . 2,25 Mark
50 Stück . . 3,70 Mark
100 Stück . . 6,50 Mark
} Frei dort

Bei Nichtgefallen Geld zurück!

Fa. **v. Münchhausen, Wesermünde-L. 55**

Erdmann Raabe Oppeln

Graphische Kunstanstalt

Buchdruck ✦ Steindruck ✦ Lithographie ✦ Buchbinderei ✦ Alle vorkommenden Arbeiten prompt u. preiswert ✦ Verkauf aller Papiere Bürobedarf ✦ Büromöbel ✦ Photographischer Bedarf

Etwas über Wohnungs-Einrichtungen!

„Mein Heim, meine Welt!" Das Schaffen schöner Wohnräume ist für jeden Menschen von Geschmack ein Ziel, das seinem Leben Inhalt gibt, die wohnliche Umgebung ist untrennbar mit ästhetischem Wohlbehagen verbunden.

In Zusammenstellungen von Schlafzimmern, Speisezimmern, Herrenzimmern, Küchen, Klub-, Zier- und Kleinmöbeln (unter letzteren besonders praktische Geschenkartikel) bietet Interessenten das in Schlesien bestbekannte

Haus für Wohnungs-Einrichtungen

Nawrath & Comp., Breslau 2

Gartenstr., Ecke Teichstr. — Gegr. 1888

in 6 Stockwerken ihres eigenen Geschäftshauses eine außerordentlich reichhaltige Auswahl, deren Besichtigung viel Anregung bietet und unverbindlich ist. Diese Ausstellung bringt auch u. a. Darstellungen, wie man einen traulichen Platz für Geselligkeit und frohe Stunden schafft usw., sie propagiert in bestem Sinne moderne Wohnkultur und Raumkunst, ein Gebiet, das eine Fülle des Schönen bietet. Dieses Schöne verehrlichen Interessenten näher zu bringen, sie damit vertraut zu machen, ihre Begleiter des täglichen Lebens — **gute Möbel** — äussert preiswert in einwandfreier Verarbeitung und Material wie auch geschmackvoller Ausführung zu beschaffen, diese Aufgabe hat sich die Firma als ihre erste und vornehmste gestellt und während ihres beinahe 40 jährigen Bestehens auch gewissenhaft erfüllt. Bei 2 bisher von der Firma beschickten Spezialgewerbe-Ausstellungen hat sie für die von ihr ausgestellten Innen-Einrichtungen in beiden Fällen in Anerkennung hervorragender Leistungen die Goldene Medaille erhalten.

Albrecht Eugen-Bad Carlsruhe in Oberschlesien

Bahnfahrt von Oppeln in 1¼, von Brieg in 2¼, von Breslau über Namslau in 2½, von Beuthen OS. in 3½ Stunden bequem zu erreichen. Es liegt abseits der großen Heeresstraße weltenfern und verträumt, eingebettet in meilenweite Wälder.

Ein geheimer Zauber webt sich um das liebe Nest in Busch und Wald, und wer im Waldesschatten auf stillen Pfaden schreitet, wer an den weiten Seen liegt, wer in leichtem Kahne über das Wasser schaukelt, wer vor den übergrünten Tempeln und alten Steinbildern im herzoglichen Park sinnend steht: der spürt den leisen Hauch einer romantischen Vergangenheit, die sich um Ort und Park und Seen breitet. Und wer es je erlebt, wer hier den stillen Frieden fand, wer müde kam und neugestärkt von dannen ging: der kann es nicht vergessen,

Bad Carlsruhe, das Idyll im oberschlesischen Walde.

Das gänzlich umgebaute und in neue Verwaltung genommene herzogliche Bad ist seit Mitte Mai dieses Jahres wieder eröffnet.

Es werden verabfolgt: Kiefer- und Fichtennadelbäder, Moorbäder, elektrische, Kohlensäure-, Sauerstoff- und Dampfbäder, vollständige Kaltwasserbehandlung.

Luft- und Sonnenbad, Freibäder im See.

Herrliche staubfreie Lage inmitten meilenweiter Forsten, gepflegte Parks, wasserreiche Gegend. Gelegenheit zu Wasser- und Angelsport.

Der entzückende Rokokobau des Weinbergschlößchens mit herrlichem Blick auf die Seen ist völlig renoviert und seit diesem Sommer als Konditorei geöffnet.

Logierhäuser der Badeverwaltung:

Paulsburg, Glückauf, Schweizerhaus, Kurhausrestauration.

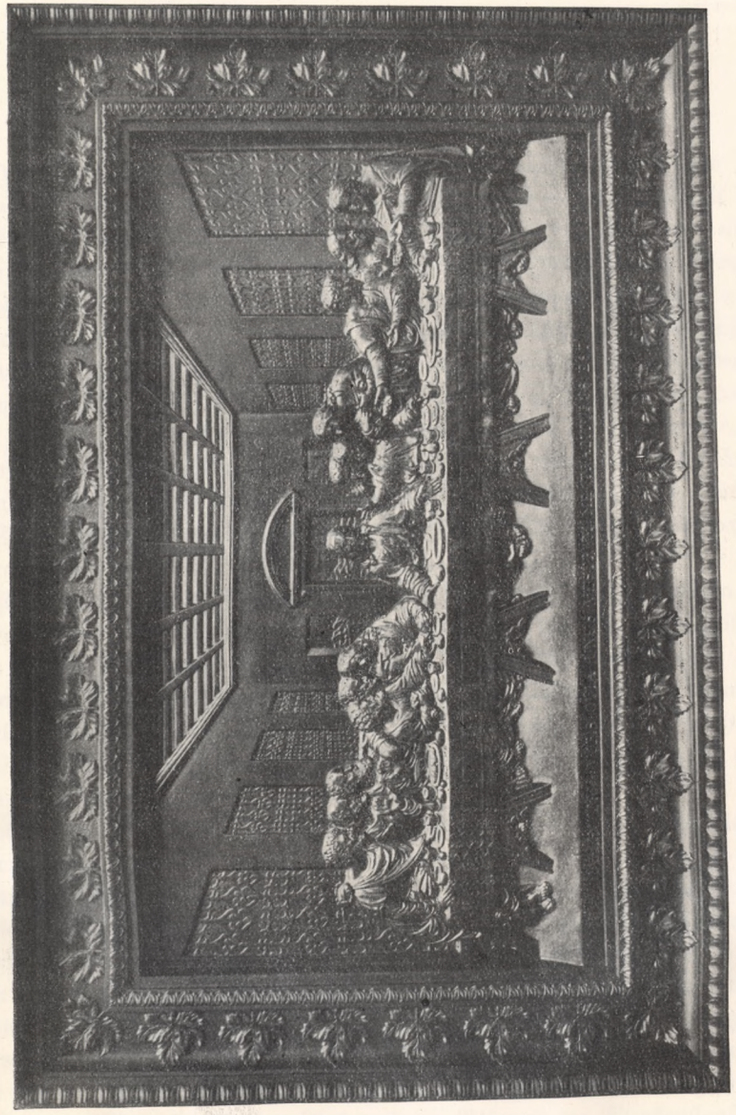
Prospekte kostenfrei durch die Badeverwaltung.

OPPELNER KAFFEE-RÖSTEREI
ERNST HERRMANN - OPPELN
Telefon Nr. 193 Krakauer Straße 37 Telefon Nr. 193
DER GUTE BOHNEN-KAFFEE
von anerkannt vorzüglichem Geschmack und Aroma in den Preislagen von Mark 2,80 bis Mark 4,60 per Pfund
Versand gegen Nachnahme porto- und spesenfrei.

Die Programme
der Schlesischen Sender werden reichhaltig illustriert und erläutert in der
Schlesischen Funkstunde
dem einzigen offiziellen Organ der Schlesischen Funkstunde A. G.
Schlesischer Funkverlag
G. m. b. H.
Breslau 18 / Im Sendehaus.
Röhrengerätbesitzer lesen Ausgabe B mit genauem Europaprogramm!

Kindermeßbüchlein
[redacted]
zur stufenweisen Einführung in Wesen und Texte der heiligen Messe und in den Gebrauch der Laienmeßbücher
herausgegeben von Pius Bihlmeyer O.S.B.
Schott Nr. 6
für Unterklassen
Das Kind bei der heiligen Messe
Ganz einfache kindertümliche Meßgebete mit vielen zum Teil farbigen Bildern
104 Seiten
Geb. in Halbleinw. 1 M., in Leinwand 1.40 M.
Schott Nr. 7
für Oberklassen
Zum Altare Gottes will ich treten
Viele liturgische Meßgebete, dem Verständnis der Kinder entsprechend gekürzt / 17 Bilder
296 Seiten
Geb. in Halbleinw. 2 M., in Leinwand 2.50 M.
Verlag Herder / Freiburg im Breisgau
[redacted]

Eine Uniform-Mütze der ehem. R.O.U.-Eisenbahner, sowie **ein Bild von der Eröffnung der Eisenbahn am 21. Mai 1842** suche ich für meine Sammlung zu kaufen.
Simon Macha, Beuthen O.-S.



Leonhard Posch
Abendmahl, nach Leonardo da Vinci